Eine Sommerfahrt auf der Yacht Hamburg

Alfred Lichtwark

ALFRED LICHTWARK

EINE SOMMERFAHRT AUF DER YACHT HAMBURG

HAMBURG 1904
GEDRUCKT BEI LÜTCKE & WULFF

HAMBURGISCHE
LIEBHABER-BIBLIOTHEK

HERAUSGEGEBEN
IM AUFTRAGE DER GESELLSCHAFT
HAMBURGISCHER KUNSTFREUNDE
VON ALFRED LICHTWARK

VERTRIEB DURCH DIE
COMMETERSCHE KUNSTHANDLUNG

ALFRED LICHTWARK

EINE SOMMERFAHRT

AUF DER

YACHT HAMBURG

HAMBURG 1904
GEDRUCKT BEI LÜTCKE & WULFF

AIS MANUSKRIPT GEDRUCKT

HERRN UND FRAU
EDMUND J. A. SIEMERS

INHALT

VORWORT

Der Einladung eines Freundes folgend habe ich im Sommer 1904 auf der „Hamburg“ eine Kreuzfahrt durch die Ostsee gemacht. Es war eine ganz neue Erfahrung für mich, zu reisen ohne andern Zweck als den Genuß, nirgend einen Zwang zu fühlen, nicht sehen und studieren, nirgend erschöpfen zu müssen, neue Eindrücke aufzunehmen, wie sie von selber kamen, alte aufzufrischen, ohne ein Gefühl der Verpflichtung.

Vom ersten Tage an habe ich dabei die Erfahrung gemacht, daß ich durch diese lose Berührung mit den Dingen die Massen und Gesamtformen frischer und unbefangener empfand als wenn mir, wie sonst wohl, der unvermittelte Beginn des Einzelstudiums die Übersicht abgeschnitten hätte.

Ich habe mir deshalb vom ersten Tage an die Gesamteindrücke skizziert. Es ist keine Reisebeschreibung daraus geworden, sondern eine Reihe von Silhouetten, die das Wesentliche zusammenfassen.

VORWORT

Als Museumsmann habe ich überall ein Augenmerk auf die Museen und Sammlungen gerichtet und was zur Wirksamkeit der Museen in engerer oder fernerer Beziehung steht.

Als Hamburger habe ich alles, was sich auf Hamburg beziehen ließ, vom Standpunkt unserer Zustände angesehen. Für den Hamburger ist deshalb auch diese Veröffentlichung gedacht.

Wie die Reise hat auch dieses Buch keinen Plan und keine Absicht. Es ist von selber entstanden.

ALFRED LICHTWARK

ALTONA

Vom Bahnhof in Altona sollte es mit dem Frühzug nach Kiel gehen, wo die „Hamburg“ bereit lag. Als ich am frühen Morgen von der Uhlenhorst über Eimsbüttel nach Altona fuhr, kam es mir vor, als sähe ich eine unbekannte Stadt. Straßen, die ich seit Jahren nicht betreten, hatten ein verändertes Gesicht, ich mußte mich besinnen, wo ich wäre. Nie hatte ich so lebhaft empfunden, daß in unsern Tagen Altona eine ganz neue Stadt geworden ist. Wir Hamburger pflegen uns wenig um die Nachbarin zu kümmern. Häufig genug kreuzen wir freilich die Straßen und Plätze, die zwischen uns und den Gärten an der Elbe liegen. Aber es kommt kaum vor, daß wir Altonas wegen nach Altona fahren.

Es würde sich lohnen, denn die stille Stadt hat im letzten Jahrzehnt eine der größten Umwälzungen durchgemacht, die im Leben einer Stadt vorkommen können: sie hat ihren Mittelpunkt verschoben.

Früher konnte man aus dem Stadtplan von Altona ohne Mühe seine Geschichte ablesen. Zwei

uralte Landstraßen, das ließ sich auf einen Blick erkennen, hatten lange bestanden, ehe die Stadt war. Eine wenig entwickelte, die süd-nördlich vom Elbstrand ins Land führte, eine stark benutzte von Osten nach Westen verlaufend, die Fortsetzung der Hauptstraße Hamburgs (Steinstraße, Burstah, Steinweg), die sicher als alte Handelsstraße sehr viel älter war als sogar Hamburg.

Wo sich in Altona die beiden Straßenzüge kreuzen, wurde der Markt mit dem Rathaus angelegt. Daß er auf gegebener Grundlage ruht und nicht, wie bei den Stadtgründungen des 12. und 13. Jahrhunderts nach Wilkür abgesteckt wurde, beweist seine Gestalt. Sie ist nicht regelmäßig rechteckig wie in Lübeck, Wismar, Dresden und Breslau (um nur einige charakteristische Beispiele zu nennen), sondern dreieckig. An dem einen Schenkel bewegt sich der kleine Verkehr, am andern (der Königstraße) der große, die stille Seite füllt, wie sichs gehört, das Rathaus, ein sehr reizvolles Gebäude, das mit starkem Gefühl für das Angemessene dem Platz angepaßt da liegt. Es gibt in dem ganzen Städtekomplex Hamburg-Altona vielleicht nur ein Gebäude, das sich so

glücklich seiner Hauptzufahrt vorlegt, das ist die Petrikirche als Abschluß der Bergstraße, wie man sie vom Jungfernstieg sieht.

Dies war der alte Stadtkern. Ihm hatte sich, seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts neubebaut der Mittelpunkt des vornehmen Lebens, die Palmaille zugesellt, ohne irgendwie auf ihn bezogen zu sein. Sie war, wie der Name sagt, ein Sportplatz, angelegt für eine Art Schlagball.

Wer heute den Stadtplan von Altona studiert, findet ihn gründlich verändert, obwohl das Alte stehen geblieben ist. Das heutige Rathaus liegt an einem riesenhaften Schmuckplatz außerhalb der alten Stadt und gegenüber dem Bahnhof — wenn auch in erheblicher Entfernung. Da nun Ottensen eingemeindet worden, liegt das neue Rathaus, das aus Sempers altem Bahnhofsgebäude umgebaut ist, doch wieder im Mittelpunkt der neuen Stadt.

Staat und Stadt und opfermütige Bürger haben einander in die Hände gearbeitet, um dieses mächtige neue Stadtbild zu schaffen, wo die Verlegung des Bahnhofs den Raum gewährte, den andere Städte günstigsten Falles durch Niederlegung der Festungswälle gewinnen.

Der Begriff Altona hat einen neuen Inhalt bekommen. Nach der Eingemeindung der schönen Ortschaften am hohen Elbufer ist eine der herrlichsten Städte Deutschlands entstanden. Tatsächlich ist freilich nichts verändert, nur daß der große Komplex ohne innern Zusammenhang ein Bewußtsein erhalten hat. Es glimmt freilich erst eben, es hat den Körper noch nicht bis in jede Fiber durchströmt, dazu braucht es ein Menschenalter. Aber es äußert sich schon in neuen Taten, deren Altona früher nicht fähig gewesen wäre. Schmuckplätze werden angelegt, Parks an der Elbe gehen in den Besitz der Stadt über und werden öffentliche Anlagen, aus Stiftungen werden Monumentalbrunnen errichtet, und am neuen Zentrum der Stadt erhebt sich zwischen Bahnhof und Rathaus als ein Ausdruck des neuen Lebensgefühls und Selbstbewußtseins das Museum der Stadt.

Seine Bedeutung kann im Augenblick kaum überschätzt werden. Es würde schwer sein, eine Stadt zu nennen, für die ihr Museum so sehr Notwendigkeit ist. Mit seinen hundertfünfzig tausend Einwohnern entbehrt Altona jedes aktiven geistigen Zentrums. Es hat Militär- und Verwaltungs-

behörden aller Art, aber es hat nicht, wie Kiel, die Universität und die Marineakademie. Die Nachbarschaft Hamburgs — das selber nicht überreich gesegnet ist — hat bisher dazu beigetragen, selbständige Regungen am Aufkommen oder an der Entwicklung zu hindern.

Vor der Umwälzung, die durch die Verlegung des Bahnhofs ermöglicht wurde, hatte es ein kleines Museum, das außerhalb der Stadt so gut wie unbekannt war und auch von der Einwohnerschaft wenig besucht wurde. Als es hieß, die Stadt baue einen großen Museumspalast, durfte man sich fragen, was kann sie hineinstellen? Wir haben doch überall in Deutschland Museumspaläste genug, deren Inhalt sich zur Behausung wie die Maus zum Berge verhält.

Ausgefallene Schätze an seltenen Naturalien, an kunstgewerblichen Altertümern und Gemälden besitzt das Museum auch heute nicht, und doch ist es eins der anziehendsten und reichsten modernen Museen geworden. Seine Kraft liegt in der Beschränkung, es hat nicht gewollt, was unerreichbar war, und hat sich dafür ein besonderes Ziel gesetzt und erreicht. Es ist als Lehranstalt ausge-

bildet, und sein Stoff ist die Heimat. Wer die Räume betritt, lernt durch die Anschauung die Tierwelt der Heimat in bunten und anziehenden Lebensbildern und in großen Zügen die kulturelle Entwicklung des Menschenlebens der Scholle kennen, und als Sondergebiet ist dabei ein höchst lehrreiches Fischereimuseum entwickelt.

Aus der Armut konnte auf diesem Wege ein Reichtum werden, der nicht nur Altona zu gute kommt, sondern auch für Hamburg nicht gleichgültig ist. Tausende strömen im Lauf des Jahres auch von uns aus hin und finden in dem Heimatmuseum Altonas eine willkommene Ergänzung unserer Sammlungen, die sich naturgemäß nicht dieselben Ziele aufstellen konnten.

Wie der Platz vor dem Rathaus für Altona das räumliche Zentrum bedeutet, so ist jetzt das Museum sein geistiges. Unendliche Anregungen gehen allein von dem Schaumuseum aus, Vorträge aller Art und die Organisation des künstlerischen Lebens sind weitere Aufgaben, die die Museumsleitung sich gestellt hat.

Es läßt sich voraus sehen, daß dieses Museum in Altona ein neues Geschlecht heranbilden wird,

das sein Lebensverständnis und seine Lebensfreude dem Museum dankt, das bereit sein wird, die Anstalt nach Kräften zu fördern und auszubauen. Die nächste Generation, deren Augen vom Museum erzogen sind, wird auch in Altona Kunstwerke im Besitz der Stadt genießen wollen und wird die Mittel für ihre Erwerbung aufbringen.

Wir werden von Hamburg aus mit freundnachbarlicher Teilnahme verfolgen, was in Altona geschieht, um der Barbarei der heutigen Menschheit, die nur noch gut leben will, zu steuern. Alles Gute, was dort geschieht, kommt mittelbar oder unmittelbar auch uns zu gute, sei es auch nur als Beispiel und Anregung.

Wie es gekommen ist, daß Altona so große Schritte vorwärts getan hat, wissen wir in Hamburg recht gut. Einige wenige Männer waren es, wir kennen ihre Namen, die das Geschick der Stadt mit tiefer Einsicht und kräftiger Hand in neue Bahnen gelenkt haben.

DIE YACHT

An der Landungstreppe vorm Kieler Bahnhof erwarteten uns ein Boot und eine Dampfbarkasse, das Boot für Gepäck, die Barkasse für uns.

Die Barkasse schoß wie ein lebendiges Wesen über die Fläche und warf breite Massen Schaum auf die Seiten. Auf ein kurzes Gewitter, das die Wellen ausgelöscht hatte, war eine unbegreifliche Windstille gefolgt. Wie auf dem ruhigen Spiegel der Alster sahen wir die „Hamburg“ in der Ferne vor der Seebadeanstalt liegen, zierlich, fast niedlich. Sollte sie wirklich Platz für mehr als dreißig Menschen enthalten?

Auf der Fahrt wurde die Barkasse besehen. Wir saßen hinten auf bequemen Bänken, die rund um den ausgesparten Raum liefen. Zehn Menschen hatten behaglich Unterkunft. Gegen Sturm, Kielwasser und Regen war durch eine Art Kutschendach gesorgt, das sich leicht hochschlagen ließ. Vor uns hatte der Maschinist seinen Raum, ganz vorn saß der Steuermann, daß er die Bahn ungehindert überblicken konnte.

Auch als wir näher kamen, erschien die „Hamburg“ nicht viel größer als aus der Ferne.

Den ersten Begriff von der wirklichen Größe bekamen wir, als uns die Barkasse an Bord folgte. Es ging so rasch, daß man den Eindruck hatte, sie käme uns von selber nachgeklettert. Ehe wir es uns versahen, stand sie wie ein Spielzeug auf dem Verdeck. Das Ruderboot folgte ebenso geschwind. Sie fanden Gesellschaft. Ein Kutter zum Segeln und ein größeres Boot hingen in den Davits.

Bei der Flaute blieb das Schiff an der Boje, und wir benutzten die Zeit, uns zurecht zu finden und einzurichten.

Meine Kabine gefiel mir gleich. Es war mehr ein Zimmer. Die Schlafzimmer in Pariser Privatwohnungen größern Stils sind nicht geräumiger. Daß keine Stühle oder andere Möbel, die bei Sturm zu tanzen anfangen konnten, umherstanden, verstärkte die einheitliche Wirkung und gab Ruhe.

Decken und Wände waren weiß lackiert. In den Wandfüllungen helle, freundliche französische Kattune. Der Teppich rot.

Links vom Eingang stand das Bett, in eine Nische eingebaut. Der Raum darunter war als

Kommode mit sechs Schiebfächern ausgebildet. Dem Bett gegenüber eine Nische mit bequemem Diwan. An der Wand dazwischen der Waschtisch, weiß lackiert, wie die Wände, und mit einem Aufsatz von rotem Marmor. An der vierten Wand ein sehr umsichtig eingerichteter Kleiderschrank.

Als ich mich eingerichtet und die Koffer auf dem Boden des Schranks verstaut hatte, fühlte ich mich schon zu Haus.

Auf dem Deck wurde für die Abfahrt gerüstet.

Ich ging nach dem Heck, um einen Überblick zu haben. Bis zum Steven, wo in ihren weißen Anzügen und roten Mützen die Mannschaft beschäftigt war, dehnte sich eine weite Perspektive. Es war ein Schauspiel, den Bewegungen und Gruppierungen der Leute zu folgen, wie sie unhörbare Befehle ausführten und wie das Weiß ihrer Kleidung, je nachdem sie in Sonne oder in Schatten kamen, warm oder kühl stand.

Unwillkürlich stieg der Blick an den Masten und Segeln empor zu den Wimpeln, die in der

Windstille flapp hingen. Daß die Länge des Decks und die Höhe der Masten ungefähr gleich waren, ließ sich kaum schätzen. Der Mast erschien bedeutend kürzer als er war. Ein Auge, das nicht gewöhnt war, Verhältnisse auf See zu schätzen, hätte sicher nicht gewagt, anzugeben, daß die Höhe bis zum Wimpel am Hauptmast einige zwanzig Meter mehr betrüge, als die des Berliner Schlosses.

Mit Spannung wurde dann eine Orientierungsreise ins Innere angetreten, das auf dem Weg zur Kabine nur flüchtig durcheilt war.

Schon beim Treppenhaus überraschte die sinnige und auf lange Erfahrung deutende Umsicht der Ausbildung. Der Eingang ist durch eine feste Hütte aus schwerem, gegen den stärksten Wellenschlag unempfindlichen Teakholz überdacht und als eine Art Veranda oder Beischlag ausgebildet. Zu beiden Seiten ziehen sich unter der Bedachung, die sich zurückschieben läßt, so daß man bei starkem Wind durch die Wände geschützt ist und doch offenen Himmel über sich hat, bequeme, mit Lederpolstern ausgestattete Bänke hin, die der ganzen Schiffsgesellschaft bei schlechtem Wetter Unterkunft gewähren. Die linke Bank ist erheb-

lich breiter. Es braucht einem nicht erst gesagt zu werden, daß sie sehr bequem zum Liegen ist.

Damit die Füße nicht den fallenden Grund der Treppe als Stützpunkt haben, ist nach den ersten drei Stufen der Länge der Bänke nach eine Rast in den Lauf der Treppe eingefügt. Wo die Treppe anfängt setzen sich die Bänke in Gestalt von Börtern fort, die sehr brauchbar sind. So steht auf der Schmalseite ein in Fächer geteilter Bort mit den Signalflaggen und für Karten, Bücher, Deckstühle, Ferngläser, Kissen bleibt Platz genug.

Unten mündet die Treppe in einen Vorraum. Geradeaus geht es durch eine Flügeltür in die Gesellschaftsräume, die mittschiffs um den großen Mast liegen.

Daß der Mast den Schnittpunkt für die Raumteilung hergegeben hat, sieht man nicht auf den ersten Blick, denn er ist ganz eingebaut in die Vertäfelung des Salons, der quer durch die ganze Breite des Schiffes geht. Zwischen Mast und der Außenwand öffnet sich auf der einen Seite eine tiefe Nische mit einem Kamin zwischen zwei Diwans, auf der andern Seite führt die Tür in den Speisesaal.

Der Salon ist ungemein behaglich. Man empfindet beim Eintreten, daß er nicht, wie unsere Einrichtungen so oft, eine Übung am Phantom, sondern bis in alle Einzelheiten der Ausdruck ganz bestimmter Bedürfnisse ist.

Er soll bei rauhem Wetter und abends nach Tisch die Gesellschaft behaglich vereinigen. Dazu gehört, daß ein Platz da ist, an dem sich alle — nach der Zahl der Kabinen sieben oder acht — oder die Mehrzahl zu einer gemütlichen Plauderei niederlassen können, und daß daneben einzelne, die allein sein wollen, um zu lesen oder zu schreiben, oder die zu zweien oder dreien eine Unterhaltung führen wollen, vorbereitete Plätze finden. Alle diese Anforderungen hat der Erbauer umsichtig erfüllt.

Die Diwans in der Kaminecke sind gerade soweit von einander entfernt, daß die Füße der Plaudernden, die von den Kissen und Polstern der niedrigen Diwans mollig aufgenommen werden, nicht miteinander in Konflikt kommen, und daß kleine Tische für Gläser oder Aschbecher noch reichlich Platz haben.

Wer schreiben will, findet einen halb in die

Wand gebauten Schreibtisch, der mit allem Material ausgestattet ist, oder er kann sich an einen der beiden größeren Tische setzen, die sich an die Wand halten, damit sie keinen Durchgang sperren. Wer allein seine Zeitung lesen will, kann sich in einem der tiefen, überaus bequemen Lehnstühle niederlassen, die in gutem Licht an den Tischen allein stehen. Vorübergehende stören ihn nicht und er sperrt keinen Durchgang. Sie sehen aus wie andere Lehnstühle, lassen sich jedoch nicht vom Platz bewegen, sondern nur drehen. Ein Ruck, und man hat Anschluß an einen Nachbar jenseit des Tisches. Links vom Eingang an der Außenwand steht noch ein breiter Diwan. Hier kann sich ausstrecken, wer ruhen will, und mit dem benachbarten Lehnstuhl zusammen bildet der Diwan Gelaß für eine engere Gruppe. Einige leichte Stühle, die rasch hin und herzuschieben sind und nirgend im Wege stehen, dienen dem Bedürfnis raschen Anschlusses.

Daß die großen Lehnstühle befestigt sind, fordert die Bewegung des Schiffes. Aber es ist eine Vorrichtung, die innerhalb gewisser Grenzen auch für die Einrichtung des Wohnhauses vor-

bildlich ist. Die Möbel müßten auch im Zimmer so aufgestellt werden, daß bei der Benutzung niemand das Bedürfnis hat, einen Stuhl zu rücken.

Damit ist nun der Inhalt des Salons noch nicht erschöpft, zwei niedrige Tische, Lehnstuhltische, bilden Anlehnungspunkte für die Stühle. Zwei Schränke mit Glastüren im obern Aufsatz stehen für Bücher bereit, deren Anwesenheit einen solchen Raum erst wohnlich macht. Die Schränke mit den Glastüren schmiegen sich in die Ecken, wo, wenn das Schiff schwankt, niemand etwas zu suchen hat.

Für die Beleuchtung sorgen Wandarme und Lampen, die mit der bekannten Hängevorrichtung den Schiffsbewegungen sich anpassen.

Man fühlt überall: der das eingerichtet hat, ist von der Frage nach dem Bedürfnis erzogener Menschen ausgegangen, die einander zu geben bereit sind, was sie Bestes in sich haben, die aber an den einzelnen und an die Gesellschaft keine lästigen Ansprüche stellen. Jeder ist frei und allein, wann er will. Aber er wird es nicht wollen, wenn die andern seiner bedürfen.

Auf Menschen von Geschmack weist auch die farbige Ausstattung des Raumes. Wände und Decke sind weiß lackiert. Die Wandfüllungen sind mit gestreifter grüner Seide bespannt, ein sattgrüner einfarbiger Teppich deckt den Boden. Der Bezug der Lehnstühle, Diwans und Kissen gleicht dem der Wandfüllungen. Der Schreibtisch, die größern Tische und die Glasschränke bringen als Abwechslung den freundlichen Ton des Mahagoni hinein. Ihre Formen sind englisch (Chippendale), die der architektonischen Ausgestaltung des Raumes französisch (Louis XVI).

Nirgend eine Spur von Pomp oder Prunk. Nirgend ein Ornament oder ein Ausstattungsstück mit symbolischem oder beziehungsreichem Schmuck. Es soll nirgend und für nichts Stimmung gemacht werden, eine Neigung die wir bei einer solchen Aufgabe wohl kaum zu unterdrücken vermöchten. Was würden wir wohl in den Wandfüllungen aufgeboten haben, was in dem Feld über dem Kamin?

Aber gerade, weil nichts gewollt ist, kommt alles von selber. Von welchem Platz aus man den Raum überschaut, stets fühlt man den Organismus

der Anordnung, und überall gibt es deshalb ausdrucksvolle Perspektiven.

Auch im Speisezimmer spricht sich derselbe Geist aus.

Nach dem üblichen Schema müßte es die Türen in der Mitte der Wand haben, und der Speisetisch würde in der Mitte des Raumes stehen. Hier sind die Türen an die Seite, und der Tisch ist aus dem Wege gerückt. Von Tür zu Tür bleibt an der Kaminwand der Durchgang frei, und den Tafelnden erscheint der Raum malerischer und größer.

Der Tisch bietet bequem für acht bis zehn Gedecke Platz. An der Außenseite, dem Kamin gegenüber, steht ein Diwan für drei Personen, die übrigen fünf haben Stühle, bequeme, leichte Lehnstühle. Zu dem satten Eichenholz der Wandtäfelung, die bis zur Decke reicht, steht das grüne Saffianleder der Stuhl- und Diwanbezüge sehr gut.

Daß die Tischplatte in Gewichten geht, bewährt sich ausgezeichnet. Es bedarf keiner Vorrichtungen, das Geschirr und die Flaschen festzuhalten. Selbst bei schwerem Wetter bleibt der Tisch immer im Lot. Wir haben gespeist, wenn an der Leeseite

2

das Wasser über das Bollwerk schäumte. Dann hatten die auf der Luvseite den Tischrand unter den Knieen, die an der Leeseite unter der Nase. Wer das von außen sah, dem drehte sich die Welt um. Bis zum letzten Tage haben wir nicht von dem Eindruck loskommen können, daß die Flaschen schräge standen und nicht die Wände. Das kam von dem allein wirkenden Oberlicht, denn die Ochsenaugen der Seitenwand waren unter Wasser. Große Fenster an den Seitenwänden — wären sie möglich — würden durch den Ausblick auf die Außenwelt den Eindruck berichtigt haben.

Vom Speisezimmer — mit dem Spiegel über dem Kamin — geht es in die Küche und in den Teil des Schiffes, der den Matrosen zur Behausung dient.

Nach der andern Seite liegen an einem langen mit Mahagoni getäfelten Korridor die Kabinen, die besser Schlafzimmer hießen und mit allem Luxus ausgestattet sind. Einige haben das Bad im Fußboden, wo es bei Tage verdeckt liegt, andere im Nebenraum. Aber bei aller Freundlichkeit doch nirgend ein auffallender Luxus.

Die Yacht, die dem Hamburger Verein „Seefahrt“ gehört, ist 1898 in Glasgow für eine englische Familie erbaut. Die Kosten konnte ich nicht mit Sicherheit erfahren. Es hieß, sie hätten etwa 800000 Mark betragen. Die Pläne stammen von dem Konstrukteur Charles Lindsay. Erbaut wurde das Schiff auf der Werft von D. und W. Henderson & Co. in Partick (nach den Vorschriften für höchste Klasse 20 Jahre A I mit Stern des englischen Lloyd). Es ist für atlantische Fahrt berechnet.

Bei der Übernahme durch den Verein Seefahrt wurde die Klasse bei einer erneuten Prüfung durch die Agenten des Lloyd bestätigt. Ihren ersten Namen Rainbow vertauschte sie mit dem Namen Hamburg.

Eine genaue Beschreibung mit den nötigen Abbildungen und Plänen findet sich im Jahresbericht für 1903 des Norddeutschen Regatta-Vereins.

KIEL

Nach dem Gewitter war der Wind ganz abgeflaut. Das Schiff lag mit schlappen Segeln an der Boje. Nur wenn ein Dampfer vorüberfuhr, gluckten die Wellen gegen die Planken. Der schwerfallende Gewitterregen hatte jede Bewegung der glatten Fläche ausgelöscht, der Wasserspiegel der Föhrde sah aus, als wäre sie frisch gewaschen.

In der mit Feuchtigkeit übersättigten Luft standen die Ufer ohne Modellierung als großer dunkler Schattenriß, in dem die Häuser körperlos wie helle Flecke hafteten.

Wie ich vom Heck aus das Ufer von der Nikolaikirche auf dem Stadthügel von Kiel bis zum Waldvorgebirge von Düsternbrook überblickte, schoß mir die lange Strecke zu einem redenden Bilde der Geschichte des Bodens zusammen. Ich weiß nicht, ob es noch eine andere Stadt gibt, deren Entwicklung sich so deutlich in ihrer Silhouette ausdrückt.

Ganz hinten auf dem höchsten Punkt des alten Stadthügels strebt der kräftige Turm von St. Nikolai

auf. Dort wurde auf dem vorbestimmten Hügel im Wasser ganz am Ende der Föhrde, wo es am sichersten war, von schauenburger Grafen Kiel gegründet als ein Konkurrenz-Lübeck. Dort hat sich sein Bürgertum im Anschluß an die Hansa kräftiger entfaltet, als bei solchen Konkurrenzstädten, die als Typus zur Zeit der großen deutschen Städtegründungen nicht selten vorkommen, die Regel ist, so daß es sich schließlich einer gewissen Unabhängigkeit gegenüber der Fürstengewalt erfreute. Aus jener fernen Zeit ragt der trotzige Turm der Stadtkirche empor, dem die Restauration den Charakter nicht hat nehmen können. Sonst blieb aus der ersten Zeit der Entwicklung nicht viel übrig außer den Resten eines Klosters und dem ziemlich unveränderten Straßennetz, das ursprünglich in acht Straßenzügen kreuzförmig von dem im Mittelpunkt gelegenen Markt ausging. — Ein seltener Stadtgrundriß.

Auf den Turm von St. Nikolaus, dem Schutzpatron der Schiffer, folgt in der Prozession am Ufer eine andere Silhouette, die ihrer Form nach aus der Ferne schwer deutbar wäre, ein ungegliederter hochstrebender Kasten unter mächtigem

Ziegeldach, alles zusammendrückend, was die Stadt enthält, mächtiger und massiger als selbst die Kirche, wenn sie auch mit der äußersten Turmspitze höher aufragt. Es ist das Schloß, auf dem Platz der alten Stadtburg errichtet zur Zeit der zweiten Blüte der Fürstenmacht, die seit Ende des sechzehnten Jahrhunderts alles unterjochend an die Stelle des erschlafften Bürgertums getreten war. Unser Hamburger Baumeister Sonnin, der Erbauer der Michaeliskirche, hat dem alten Schloß seine heutige Gestalt gegeben. Auf ihn wird auch der weitaus schönste Privatbau Kiels, das Schweffelsche Haus zurückgeführt. Als im achtzehnten Jahrhundert das Land sicher geworden, wurde auch dem Kieler Schloß ein großer Park angefügt, der am Strand der Föhrde entlang weit ins Land führte. Zwei mächtige Alleen schlossen ein Blumenparterre ein, das in der Ferne am Abhange der Hügelreihe in eine Terrassenanlage überging. Wie überall wurde im neunzehnten Jahrhundert, als die absolute Fürstenmacht ausgeklungen war, dieser Park der neuen Macht des Bürgertums ausgeliefert, und der Schloßgarten zog sich auf ein enges, wohlumfriedetes Gelände am Schloß zurück. Die alten

hohen Baumgänge fassen nun die öffentlichen Schmuckanlagen ein, und sie sind nicht mehr auf das Schloß orientiert, sondern auf das Repräsentationsgebäude einer anderen Macht, der Universität, die, im 17. Jahrhundert vom Fürstentum gegründet, nach vielen Schicksalen, zeitweilig fast völlig untergegangen — 1765 konnte sie ihr hundertjähriges Bestehen nicht feiern, weil sie keine Räume und keine Studenten mehr hatte — im neunzehnten Jahrhundert Stadt und Land beherrscht hat.

Die Gelehrtenwelt der Universität ist seit dem Mittelalter ganz republikanisch organisiert. Sie drückt sich im Städtebild nicht wie Kirche und Fürst durch eine einzige große Form aus, das würde ihrem Wesen *nicht* entsprechen, es ist in ihr nichts einzelnes, das ragen könnte. Breitgelagert ruht ihr Hauptpalast auf der untern Terrasse des alten Schloßparks. Zu ihm führen die Alleen, als Teppich zu seinen Füßen breitet sich dazwischen das in Rasenplätze verwandelte Blumenparterre des Schlosses aus, das ehemals von der entgegengesetzten Richtung ausging. Hohe Mauern, Bäume und Büsche des kleinen Schloßgartens unterdrücken jede Spur des ehemaligen Zusammenhanges.

Hinter dem Hauptgebäude der Universität, in dem die wichtigsten Funktionen des Gesamtorganismus ausgeübt werden, erhebt sich eine Akropolis von Laboratorien aller Art, von Krankenhäusern und andern Instituten, die zur Universität gehören, eine Stadt in oder neben der Stadt.

Auf die Universität ist dann seit der Gründung des Reichs im Bilde der Stadt eine andere Großmacht gefolgt, die ihr Wesen gründlicher als alle andern erweitert und umgestaltet hat, die Marine. Wo das Reich der Universität aufhört, beginnt das der Seegewalt. Und während vom Wasser aus nur eben die Dächer der Universitätsgebäude sichtbar sind, lagert sich die massige Marineakademie breit am Ufer. Ein trauriges Stück erzakademischen Unvermögens, ganz aus Anlehnungen zusammengefügt, ein typisches Erzeugnis der Ohnmacht und des Unverstandes unserer abstrakten Architektur, die nirgend zu Hause ist, als an den Zeichentischen der Akademien und Baubureaus.

An die Entwicklung der Marine schließt sich die vom Kaiser angeregte und geförderte Gründung und Ausbildung des Wassersports großen Stils, der in Kiel seine Heimat gefunden hat.

Auch diese Phase drückt sich im Stadtbilde aus. Als Seitenstück zur Marineakademie erhebt sich das von Krupp erbaute Hotel der Seebadeanstalt mit dem kleinern Gebäude des kaiserlichen Yachtklubs neben sich. Das Hotel rührt nun schon nicht mehr von den Akademikern alten Stiles her, die aus italienischen Phrasen einen stümperhaften Aufsatz zusammenleimen, sondern von einem Akademiker neuen Stils, der schon mit englischen Gemeinplätzen arbeitet. Was an diesem Platz zwischen Seestrand und bewaldetem Hügelzug seine Aufgabe war, hat er nicht eine Minute überlegt. Sein Werk ist wie das seines Vorgängers im Bureau am Zeichenbrett entstanden. An der Stelle, wo es steht, hätte dies Gebäude nur durch Masse und Einheit sich behaupten können gegen die Einheit des grünen Waldhintergrundes und die Einheit des Wasserspiegels zu seinen Füßen. Es hätte sich gehört, daß das Dach als eine große möglichst einfach gegliederte Masse zusammengehalten wäre, und daß die Hauswand als eine feste, einheitliche Masse darunter gestanden hätte. Aber das Dach ist durch lauter Giebel zerkleinert, man empfindet es überhaupt nicht mehr, und

die Wand ist in zwei Teile zerlegt, einen roten Unterbau, der bis zum ersten Stock reicht, und einen weißen Oberbau bis zum Dach. Dazu kommt, wiederum teilend und zerkleinernd, im obersten Stock allerlei Fachwerk, das gar nicht dahin gehört und an soliden Bauten nichts als Blendwerk bedeutet.

Statt sich in die Hefte der englischen Zeitschriften zu vertiefen, wie sein Vorgänger an der Marineakademie in seine (oder anderer) italienische Erinnerungen, hätte sich der Erbauer dieses großen Hotels das Schweffelsche Haus in Kiel ansehen und sich fragen sollen, was sich dort an entwicklungsfähigen Gedanken findet, oder alte Herrensitze des siebzehnten oder achtzehnten Jahrhunderts in Holstein und Schleswig. Er hätte nichts gefunden, das er hätte kopieren dürfen. Aber er hätte Wirkungen beobachten können.

Vom Gebäude des Yachtklubs soll man lieber gar nicht sprechen, wenigstens nicht von der Fassade.

Bis zur Seebadeanstalt reicht heute der Stadtkern von Kiel. Alle Lebensmächte, die die Entwicklung bestimmt haben und noch bestimmen,

sind, wie es sonst nirgendwo vorkommt, dem Gelände angepaßt in langer Linie hintereinander aufgereiht, Kirche, Schloß, Universität, Marineakademie, Seebadeanstalt.

Aber die Stadt reicht weiter. Am jenseitigen Ufer gehören die großen Werften dazu, von Holtenau her grüßen die neuen Torpedokasernen am Torpedohafen, und das früher wie eine ferne Nachbarstadt im Abendlicht leuchtende Friedrichsort mit seinen Kasernenbauten erscheint heute schon zur Stadt gehörig. Die ganze Föhrde ist jetzt der Marine untertan. Die Marine hat Kiel, das vor einem Menschenalter nicht viel mehr als zwanzigtausend Einwohner zählte, auf gegen hundertfünfzigtausend gebracht.

Ältere Hamburger, die Kiel in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts gekannt haben, müssen sich erst besinnen, daß Kiel eine Großstadt geworden ist.

Kiel ist es freilich wie fast alle heutigen Großstädte nur der Einwohnerzahl nach, nicht durch Leistungen, die über die mechanische Einrichtung des Lebens hinausgehen. Es könnten Dutzende von solchen Großstädten in Europa vom Erd-

boden verschwinden, ohne daß die Menschheit um ein Atom an wertigem Besitz ärmer würde.

Wir müssen uns daran gewöhnen, in den heutigen Großstädten, in der modernen Stadt überhaupt, etwas anderes zu sehen, als in der antiken oder mittelalterlichen. Sie formt keinen geschlossenen Organismus mehr. Sie hat keine Bürger, sondern nur Einwohner. Sie verlangt nichts von sich, ihre Einwohner verlangen nichts von ihr, niemand wundert sich, wenn sie nichts anderes leistet als mechanische Verwaltungsarbeit der Polizei-, Sicherheits-, Versorgungs- und Reinigungsdienste.

Wenn es gelänge, die schlafenden Stadtseelen zu wecken? Oder sind sie tot für immer?

Wir lagen ruhig auf dem Heck im Sonnenschein und warteten auf die nächste Brise. Aber ohne Ungeduld. Alle Hast war von uns gewichen, wir fühlten keinen Antrieb mehr, wollten nichts erreichen, hatten nicht das Bedürfnis, vorwärts zu kommen. Der Augenblick erfüllte und genügte uns.

Spät abends erhob sich der Wind. Wir steuerten unserm nächsten Ziel zu, Kopenhagen.

Als wir am andern Morgen früh ans Deck stiegen, kreuzten wir im Sund.

KIELER MUSEEN

Wir hatten die Absicht, ehe wir an Bord gingen, die Kieler Museen zu besuchen. Aber es wurde nichts daraus, weil es uns drängte, an Bord und auf die See zu kommen.

Wir haben es dann auf der Rückfahrt nachgeholt.

Auch in Kiel sind in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts kunst- und kulturgeschichtliche Museen entwickelt worden.

Es hat dabei, wie auch an andern Orten die Regel, kein Gesamtplan vorgelegen, denn den konnte es nicht geben, wo weder ein von der ganzen Bevölkerung empfundenes Bedürfnis vorlag, noch im Organismus der modernen Stadt eine einzelne Behörde vorhanden war, deren Aufgabe in der Pflege kultureller Dinge bestand. Hätte es nicht einzelne Sammler und Gruppen von Kunstfreunden gegeben, deren Seele sich, der Masse voraus, höheren Dingen hingab, Kiel wäre ohne eigenen Kunstbesitz in das neue Jahrhundert eingetreten.

So haben sich die Sammlungen unabhängig

von einander an drei Ansatzpunkten entwickelt, haben das typische Schicksal ungleichmäßiger, weil von zufälligem Vorhandensein willenskräftiger Individuen abhängiger Entwickelung gehabt, stehen auch heute noch im Werden und haben ihr Gebiet noch nicht scharf gegeneinander abgegrenzt.

Es sind ihrer drei, das Museum vaterländischer Altertümer, das Thaulow-Museum und die Kunsthalle.

Das Museum vaterländischer Altertümer und das Thaulow-Museum stellen die kultur- und kunstgeschichtliche Vergangenheit von Schleswig-Holstein dar, die Kunsthalle enthält die Gemäldegalerie. Aber eins greift im Bestand der Sammlungen, wenn nicht in der Sammeltätigkeit, auf das Gebiet des andern über. Das Museum vaterländischer Altertümer sammelte ursprünglich alles, was der Name deckt. Es hat sich nun schon seit langer Zeit auf die vorgeschichtliche Epoche beschränkt. Dabei besitzt es jedoch im Erdgeschoß einen Saal mit nicht unerheblichen Beständen aus der christlichen historischen Zeit. Das Thaulow-Museum hat allmählich seine Aufgabe in der Darstellung der künstlerischen Kultur des

Landes seit der Einführung des Christentums gefunden. Aber es hat in jüngster Zeit als Vermehrung seiner Schätze an alter Bildnerkunst angefangen, plastische Werke lebender schleswig-holsteinischer Künstler zu erwerben und greift damit auf das Gebiet der Kunsthalle über, der Gemälde- und Skulpturensammlung.

Während die Altertümersammlungen in Besitz und Pflege des Staats übergegangen sind, sorgt für die Kunsthalle ein Kunstverein, dessen Leitung Mitglieder der Universität in Händen haben.

Die historischen Sammlungen sind jedoch ebensowenig vom Staat gegründet worden. Das Museum vaterländischer Altertümer entstammt der Tätigkeit eines Vereins, das Thaulow-Museum der des Privatmannes, dessen Namen es heute trägt.

In Hamburg sind diese Kieler Sammlungen wenig bekannt. Am ehesten weiß man noch vom Thaulow-Museum, dessen auffallendes Gebäude nahe am Bahnhof nicht leicht übersehen werden kann, und das schon durch die Persönlichkeit seines Gründers, die sich einer gewissen Volkstümlichkeit erfreute, die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat.

Am wenigsten weiß man bei uns von dem heute zweifellos anziehendsten und lehrreichsten, dem Museum vaterländischer Altertümer. Während das Thaulow-Museum und die Kunsthalle dem von Hamburg kommenden kaum sehr viel neue Anregungen bieten können, gewährt das Museum vaterländischer Altertümer Aufschlüsse, die unsere verwandte Hamburger Sammlung naturgemäs nicht geben kann. Es ist seinem sachlichen Inhalt und seiner Aufstellung nach eins der anziehendsten Museen, die wir in Norddeutschland besitzen.

Räumlich umfaßt es das Gebiet Schleswig-Holsteins, zeitlich die ungeheure Spanne menschlichen Lebens auf der Scholle jenseit der Einführung des Christentums bis zurück in die erste Dämmerung menschlicher Kultur.

In einem schönen, schlichten, alten Backsteingebäude, das im Schloßbezirk liegt und bis 1876 der Universität diente, wird es aufbewahrt. Die Aufstellung der großen Schätze arbeitet mit den bescheidensten Mitteln, aber gerade deshalb kommt der Inhalt der Schränke ohne Abzug und Zusatz zur Geltung. Keine Üppigkeit der Architektur

oder der Wanddekoration, keine Gemälde und vergoldeten Ornamente zerstreuen die Aufmerksamkeit. Man sieht in diesem Museum wirklich nichts als den Inhalt.

Die Leiterin des Museums, Fräulein Direktor Prof. Dr. Mestorf, der kürzlich zu allen andern Ehren die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft verliehen wurde, war so liebenswürdig uns einzuführen.

Wer sie in ihrem Museum kennen lernt, ist geneigt, die schlanke Dame mit ihrer aufrechten Haltung und den feinen, durchgearbeiteten Zügen schließlich ebenso interessant zu finden, wie den Inhalt ihres Museums, und niemand würde der federnden Gestalt ein Alter von fünfundsiebzig Jahren zutrauen. Dabei hat sich Fräulein Mestorf bei der Präparierung der umfangreichen Moorfunde mehr als einmal an den Rand des Todes gebracht.

Durch die Arbeit ihres Lebens hat sie sich eine führende Stellung erworben. Es gibt wohl in Deutschland keine zweite Frau, die soviel erreicht hat. Sie ist seit 1891 Direktor ihres Museums, an dem sie vorher Kustos war, hat, wenn ich nicht

irre, als erste Frau in Preußen für gelehrte Arbeit den Titel Professor und bei ihrem 75. Geburtstag in diesem Jahre die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft erhalten.

Wie ist sie dazu gekommen, sich zu einer Zeit, wo es eine Frauenbewegung in Deutschland noch nicht gab, auf diesem, den Interessen der Frauenwelt so fern liegenden Gebiet anzusiedeln?

Schon im Elternhause wurde sie als Kind von ihrem Vater, einem leidenschaftlichen Sammler vorgeschichtlicher Altertümer, in die Wissenschaft eingeführt. Ihr Vater, Dr. med. Mestorf in Bramstedt, hatte eine ansehnliche Sammlung vorgeschichtlicher Altertümer ausgebildet und war auf autodidaktischem Wege dahin gekommen, sie nach den drei großen Epochen der Stein-, Bronze- und Eisenzeit zu ordnen. Das war ein Jahrzehnt ehe die Wissenschaft die Lehre von der Dreiperiodenteilung aufgestellt hatte.

So stand Fräulein Mestorf seit ihrer frühesten Jugend in Fühlung mit den Dingen, deren Erforschung sie ihr ganzes Leben widmen sollte. Sie und ihre Mitarbeiter kamen gerade noch im rechten Augenblick, um das letzte zu retten.

Unendlich viel war im Lauf des Mittelalters bis gegen den Schluß des achtzehnten Jahrhunderts durch Schatzgräber, die die Hünengräber aufwühlten, zerstört worden. Denn das Volk hatte nie vergessen, daß in den künstlichen Hügeln nicht nur die Toten begraben lagen sondern ihre Schätze mit. Alle Sagen und Märchen sind voll davon. Voll auch von den Spuren der Enttäuschung derer, die statt des erhofften Goldes Scherben gefunden hatten und eine übernatürliche Erklärung für ihr Mißgeschick suchten. Jeder kennt den Typus der Sage von dem schon berührten Goldschatz, der durch die Schuld des Finders verwandelt wird oder in unergründliche Tiefen versinkt, und von dem seltenen Sonntagskind, das den Schatz wirklich heimträgt. Aber mehr als die Schatzgräber hatte der Pflug zerstört, der das Ödland alter Begräbnisstätten der Kultur unterwarf. Im neunzehnten Jahrhundert sollten dann die Wegebauten, die die alten Grabstätten als Steinbruch ausnutzten und die tieffurchenden Dampfpflüge den Rest dezimieren.

Was die Sammler und Gelehrten des neunzehnten Jahrhunderts gerettet haben, wird ihnen

die fernste Zukunft danken. Es handelt sich nicht um seltsame Museumsstücke zum Anstaunen und Bewundern sondern um den Einblick in die Urgeschichte unserer Rasse, die uns nicht durch schriftliche Dokumente übermittelt ist.

Frl. Mestorf hat sich ihren hervorragenden Platz in diesem Kreis erobert nicht nur als Leiterin und Mehrerin ihrer Sammlungen sondern auch durch ihre eigne ausgedehnte Forschertätigkeit, die sich über ein umfangreiches Gebiet erstreckt und weit über das Gebiet der Prähistorie hinausgreift. Sie ist für ihre Generation außerdem die eigentliche Vermittlerin der Forschungsarbeit des Nordens geworden, der klassischen Heimat der vorgeschichtlichen Wissenschaften. Ihrer Hingabe verdankt die deutsche Wissenschaft die Übersetzung der wichtigsten Lehrwerke der skandinavischen Forscher.

Als sie von der Berliner Anthropologischen Gesellschaft zum Ehrenmitgliede ernannt wurde, faßte Virchow das allgemeine Urteil über ihre Bedeutung zusammen: „Fräulein Johanna Mestorf, jetzt Direktor der Altertumssammlung in Kiel, unter den lebenden Frauen diejenige, die durch aktive

Leistungen am meisten zu dem Fortschritte der prähistorischen Archäologie beigetragen hat, wird hoffentlich noch lange in der wichtigen Stellung, welche sie zur Ehre ihres Geschlechts errungen hat, die Bande der Freundschaft, die uns mit ihr verknüpfen, durch treue Mitarbeit festigen".

Man möchte es dem Kieler Altertümermuseum anmerken, daß eine Frau es leitet. Es steckt in der Zubereitung und Aufstellung der Gegenstände eine Sorgfalt und Liebe, die nur der Frau in so hohem Maße eigen sein dürfte. Und wer Fräulein Mestorf bei der Behandlung der Funde beobachtet hat, wird wohl an die besondere Fähigkeit erinnert worden sein, die die Frau von dem Geist und der Geduld der schwierigen Handarbeiten mitbringt.

Den Grundstock der Kieler Sammlung hatte seit 1835 ein Verein für die Erhaltung vaterländischer Altertümer zusammengebracht. Aus dem heutigen Bestande des Museums und nach dem Namen zu schließen, hatte man sich ursprünglich keineswegs auf die Vorgeschichte beschränkt. Im Jahre 1873 wurde die vorgeschichtliche Sammlung in Flensburg mit der Kieler vereinigt. Nach und

nach hat das Museum auch eine Anzahl von Privatsammlungen aufgesogen.

Wann die ältesten Reste menschlicher Kultur, die das Museum zur Anschauung bringt, entstanden sind, entzieht sich der genauen Schätzung. Geräte aus Knochen und roh bearbeitetem Stein entstammen aus einer Ansiedlung, die man etwa 10 Meter unterhalb des heutigen Spiegels der Kieler Föhrde entdeckt hat! Wie lange ein und dieselbe Wohnstätte benutzt wurde, läßt sich aus dem Inhalt eines Schrankes ablesen, der die Funde aus dem Husumer Mühlteich zusammenfaßt. Als dieser künstliche Teich vor einigen Jahren entwässert wurde, fanden sich auf dem Boden die Reste einer Wohnstatt aus dem Mittelalter und in den Schichten darunter Spuren aller vorhergehenden Zeitalter bis zur ältesten Steinzeit. Der Ort hat mithin eine menschliche Ansiedlung getragen von den allerfernsten Urzeiten bis zu den Tagen, wo Mönche den Mühlteich anlegten.

Was dieser höchst anziehende kleine Schrank für die einzelne Siedelung leistet, das bietet das Gesamtmuseum für das ganze Land.

Ursprünglich sammelte man ohne besondere

Einsicht und ohne auch zu wissen, wie wichtig die genaue Feststellung der Fundstätte war, aus Interesse am einzelnen Gegenstand. Das Kieler Altertümermuseum besitzt wie alle verwandten Anstalten, aus dieser ersten Sammelzeit zahlreiche Funde ohne nähere Fundnotiz. Sobald aber die Grundlagen der neuen Wissenschaft gelegt waren, hat man den Grundsatz festgehalten, alles, was an derselben Stelle ausgegraben worden, im Museum nicht nach den Gegenständen zu trennen sondern zusammen zu lassen. Diese Einzelfunde sind dann nach den drei Zeitaltern geordnet.

Aus den Einzelfunden ohne Herkunftsbezeichnung ist in einem der Schränke eine lehrreiche Zusammenstellung gemacht. Es sind systematisch alle Werkzeuge aufgeführt, die der Mensch der Steinzeit aus dem spröden Stoff herzustellen gewußt hat. Dabei stellt sich heraus, daß er die Grundformen aller heute aus Metall hergestellten Werkzeuge schon kannte, nicht nur Hammer und Beil, sondern die verschiedensten Formen von Messern, Sägen, Bohrern, Meißeln und Dolchen.

Das Material, aus dem die ganze Entwicklung

durch alle Zeitalter abgelesen werden kann, bieten die für jedes Zeitalter typisch verschiedenen Gräber, bei deren Untersuchung sich herausgestellt hat, daß nur für die Zeit von etwa 500—800 nach Christo keine Grabstätten mit Sicherheit nachzuweisen sind.

Aber noch überraschender als die Gräberfunde sind die für Schleswig-Holstein und die skandinavischen Länder charakteristischen Moorfunde, zu deren Erklärung eine Stelle des Orosius angezogen wird, die berichtet, daß die Kimbern und Teutonen nach ihren Siegen über Manlius und Caepio bei Orange in Südfrankreich (105 v. Chr.) alles zerstört hätten, was ihnen an Beute in die Hände gefallen wäre. Die Kleider wären zerrissen, Gold und Silber in den Fluß geworfen, Panzer und Pferdeschmuck zerhauen, die Pferde in den Strudel versenkt, die Menschen mit Stricken an die Bäume gehängt als Weihegeschenke für die Götter.

Die bedeutendsten Funde, die durch diese Stelle erklärt werden, sind der Torsberger und Nydamer Moorfund, deren Ursprung sich durch die römischen Münzen bestimmen lassen. Diese

Funde allein lohnen schon die Reise nach Kiel. Sie wären Deutschland um ein Haar verloren gegangen. Die Dänen hatten sie 1864 eingepackt, um sie nach Kopenhagen zu schaffen. Als beim Friedensschluß die Auslieferung mitbedungen war, wußte niemand anzugeben, wo die Kisten mit ihrem unersetzlichen Inhalt verborgen seien. Schließlich aber wurde das Versteck verraten, und Schleswig-Holstein kam wieder in den Besitz dieses unendlich wertvollen Schatzes.

Die beiden Funde stellen sich als Opfergabe nach gewonnenem Siege dar. Helme sind zerhauen, Schwerter verbogen, Speere zerbrochen, Schilde zerschlagen, Schildbuckeln verbeult. Aber das Moor hat alles getreulich aufbewahrt, auch das Holzwerk. Hier stehen wir vor wirklichen echten in der Schlacht getragenen Schilden unserer germanischen Vorfahren. Wir können uns ein Bild von der ganzen Bewaffnung des Kriegers machen und uns nach den erhaltenen Resten vorstellen, wie sein Pferd aufgezäumt war. Mehr noch, es wurde in Nydam ein ganzes Boot gefunden, das in allem wesentlichen wohlerhalten im obern Stockwerk aufgestellt werden konnte. Sogar die Reste des

Steuers wurden gefunden, das damals (etwa 400 Jahre nach Christi Geburt) noch nicht in der Achse des Schiffes befestigt und bewegt wurde, sondern an der rechten Seite des Heck befestigt war, ein wirkliches Ruder. Unsere Bezeichnungen Steuerruder, Steuerbord weisen heute noch auf diese Einrichtung der Vorzeit zurück.

Aus einzelnen Moorfunden stammen die Moorleichen, die zum' Teil mit ihren wohlerhaltenen Kleidern gefunden wurden. Man nimmt an, daß es sich um Missetäter handelte, die von rechtswegen die Todesstrafe erlitten. Eine der Leichen war so gut erhalten, daß die Finder die Gerichte benachrichtigten, die im Hinblick auf einen möglichen Mord allen Ernstes ein Protokoll über den Fund aufnahmen, ehe sein Charakter erkannt war.

Noch immer spendet der Boden neue Schätze. Die jüngste große Aufgabe des Museums besteht in der Ausgrabung der Reste der Stadt Haithabu, die viele neue Aufschlüsse gegeben haben und versprechen. Den Namen der einst bedeutsamen Stadt nennt auch ein Runenstein im Museum, auf dem es heißt: „Tholf setzte diesen Stein der Gefolgsmann Svens nach Erik seinem Waffenbruder,

der den Tod fand als die Helden saßen vor Haithabu. Aber er war Schiffsführer und ein gar guter Mann«.

Unser enges Hamburger Gebiet, aus dem gleichwohl mancher wertvolle Fund aus der Urzeit geborgen wurde, konnte kein Museum speisen wie die Moore und Grabstätten des überreichen Schleswig-Holsteins. Für uns muß nun Kiel eintreten. Als wir durch die märchenhaften Zeugnisse unserer Vorzeit wandelten, die im Kieler Museum so ausgezeichnet geordnet und durch die Beischriften und den handlichen Führer auch dem Laien, der seine Augen brauchen kann, so leicht verständlich sind, dachte ich mir, wie ich wohl als Knabe oder junger Mensch dies Museum genossen hätte, wäre ich durch meine Lehrer in dies Heiligtum unseres Stammes eingeführt worden oder hätte man mich nur hingewiesen. Es überfiel mich wie ein Schauer, den ich heute, durch die Aufnahme so unendlich vieler Eindrücke in den Sammlungen Europas um die Frische gebracht, nicht mehr so unmittelbar und so stark zu empfinden vermag, wie der Knabe, der mit jungen Sinnen und unbelastetem Gemüt vor diese Welt tritt.

Wenn in Hamburger Schulen einmal die Heimatkunde im höheren Sinn eine der Grundlagen einer organischen Bildung abgeben wird, dann wird dies schöne Kieler Museum einen Wallfahrtsort für unsere Jugend abgeben.

Im Namen und Bestande des Museums vaterländischer Altertümer hätte der Keim einer Entwicklung über die vorgeschichtliche Epoche hinaus in die geschichtliche gelegen. Zweifellos wäre er auch zur Entwicklung gekommen, wenn die Verwaltung nicht mit ganzer Kraft und ganzer Teilnahme sich auf das Gebiet der Vorgeschichte geworfen hätte.

Unterdes fand sich für die Sammlung der Altertümer aus den christlichen Jahrhunderten ein anderer Ausgangspunkt. Es war diesmal kein Verein, auch kein Mensch mit umspannenden Gedanken, dem gleich ein Ganzes vorschwebte, sondern ein Sammler, der an einem Punkte einsetzte und zunächst gar nicht geahnt haben wird, wohin seine Tätigkeit führen würde.

Der Professor der Philosophie an der Universität Ferdinand Thaulow begann um die Mitte des

vorigen Jahrhunderts Holzschnitzereien aus Kirchen und Bauernhäusern zu sammeln, wie man damals überhaupt zu sammeln pflegte. Was als Möbel zu brauchen war, nahm er in Gebrauch. Möbel, die es zurzeit dieses Schnitzstils nicht gegeben hatte, baute er aus alten Teilen zusammen so gut es anging, Schreibtische, Schränke, Büfetts und dergleichen, ganz wie es auch bei uns die Brüder Gensler gemacht hatten. Aber er ging weiter und sammelte je länger mit um so schärferm Blick und zu höheren Zwecken. Schon Ende der sechziger Jahre ließ er die Hauptstücke seiner Sammlungen publizieren, und endlich entschloß er sich 1875 seine ganze Sammlung dem engern Vaterlande anzubieten unter der Bedingung, daß ein Haus dafür gebaut wurde. Die Stadt schenkte den Platz, der Landtag gewährte die Mittel zum Bau und schon 1878 konnte das Museum eröffnet werden.

Der Bau war gut gemeint, gehört aber zu den unbrauchbarsten Museen, die man sich ausdenken kann. Er ist nur Fassade.

In diesem kleinen Palast haben die Sammlungen lange geschlummert, ja, sie haben sogar

mannigfachen Schaden gelitten, weil ihnen die rechte Pflege fehlte. Es ist ein Verdienst Matthäis und seiner Nachfolger, sie zu neuem Leben erweckt zu haben durch umsichtige Bearbeitung und weitern Ausbau.

Die besten Jahre sind freilich versäumt worden. An mehreren Orten sind kleinere Museen für einzelne Landesteile der Provinz Schleswig-Holstein eingerichtet worden. Vieles hat der Kunsthandel entführt, und es ist jetzt nur schwer möglich, die Zeit diesseit des Schnitzstils, der allein den Begründer interessierte, das achtzehnte Jahrhundert und das erste Drittel des neunzehnten angemessen zur Vertretung zu bringen.

Man darf im Thaulow-Museum das bürgerliche und fürstliche Möbel des Rokoko, des Empire und seines Nachfolgers, des sogenannten Biedermeierstils, nicht suchen. Aber unter den mittelalterlichen Altären — die Möbel der Gotik fehlen fast ganz — und unter den Schnitzwerken der Renaissance befinden sich doch einige seltene Schätze, die nicht nur vom Standpunkt der Lokalgeschichte von Bedeutung sind.

Viel ist es freilich nicht. Da steht voran der

herrliche, seines Farbenkleides beraubte Neukirchner Altar von einem Lübecker Zeitgenossen unseres Francke. Friedrich Knorr, Assistent am Altertumsmuseum, hat in einer sehr feinsinnigen Arbeit die verwandten Arbeiten in Lübeck, darunter die überaus herrliche Madonna der Marienkirche und den schönen Altar in Wismar, zusammengestellt und den künstlerischen Charakter des Urhebers, den man solange übersehen hatte, mit feinem Gefühl erläutert. Es ist damit für die deutsche Kunstgeschichte, deren Ausbau so arg vernachlässigt worden, ein sehr großer und echter Künstler aus der Vergessenheit gerissen, den man hoffentlich auch noch einmal mit seinem Namen nennen werden wird. Für uns Hamburger hat er als ebenbürtiger Zeitgenosse Franckes das höchste Interesse.

Keinem Geringern als Brüggemann, dem Urheber des berühmten Schleswiger Altars, wird der Altar aus der Goschhofkapelle bei Eckernförde zugeschrieben.

Das Werk ist in alter Schönheit erhalten. Keine Übermalung hat die Figuren in die Barbarei des neunzehnten Jahrhunderts herabgezogen.

Es ist wohl die schlichteste und geschmackvollste Gruppe, die je aus der Werkstatt eines norddeutschen Künstlers hervorgegangen sein mag. Maria und Anna, ihre Mutter, sitzen auf einer Bank und erheben die Hand nach dem Christkinde, das zwischen ihnen auf der Bank stand, aber leider verschwunden ist. Hinter der Bank stehen vier Figuren, Zacharias und Elisabeth, Joseph, der Nährvater, und Joachim, der Gemahl der Anna. Würdevolle Gestalten in lebendiger Bewegung. Aber von unerhörter Schönheit ist die Buche, die sich zwischen ihnen erhebt und in ihrer Krone das segnende Christkind trägt. Obwohl die Zweige als Massen stilisiert sind und auf dem Grün der Bemalung zierliche goldene Ränder tragen, so unrealistisch wie möglich, ist doch die Buche unverkennbar. Was dieser Baum mit dem Christkind darin bedeuten soll, weiß ich nicht. Ich erinnere mich nicht, ihm in dieser Form je sonst in der Altarplastik begegnet zu sein und habe auch nichts über den Zusammenhang erfahren können. Natürlich drückt es etwas aus. Man könnte an den brennenden Busch denken, aber das stimmt schließlich nirgend recht. Vor-

läufig müssen wir uns begnügen, zu bewundern und zu lieben.

Aus der Kirche von Heiligenhafen stammen die beiden Gestalten von Adam und Eva (als Wappenhalter gebildet), die zu den zartesten und liebenswürdigsten Werken der norddeutschen Kunst gehören. Sie sind nicht übermäßig gut erhalten, aber wenigstens nicht durch Restauration entstellt.

Unter den vielen Möbeln befindet sich ein Schrank von höchster Schönheit, der Susannenschrank genannt, weil die Schnitzereien in den Füllungen die Geschichte der Susanna erzählen.

Wer das Museum besucht und weiter nichts der Erinnerung einprägt als das Bild dieser vier Kunstwerke, scheidet bereichert.

Gegen die beiden Altertümermuseen ist die Gemäldesammlung der Kunsthalle zurückgeblieben.

Aber sie wird nun, wo die Universität in der Lage und willens ist, eine Gemäldegalerie zu bauen und mit dem Kunstverein zusammen an den Ausbau zu gehen, bessere Tage erleben.

Sie findet im Anschluß an die Altertümersammlungen noch vieles nachzuholen für die Vergangenheit. Seit dem siebzehnten Jahrhundert hat es beständig hervorragende Maler schleswig-holsteinischen Ursprungs gegeben, hervorragende Maler sind dort für Adel und Bürgertum tätig gewesen. Wo kann man in der Provinz eine Vorstellung von diesen Kräften erlangen? Kiel wäre der Ort dafür, die Universität, ohne die weder das Altertümermuseum noch das Thaulow-Museum zu denken wären, ist als Hüterin und Entwicklerin der Galerie die gegebene Instanz. Besitzt sie doch eine sehr hübsche kleine Sammlung von Holländern, die im Universitätsgebäude hängt.

Es wird nicht lange dauern, dann wird Kiel auch an den Bau der Galerie gehen. Der Platz ist schon bestimmt. Möge es ein Bauwerk werden, das ohne Rücksicht auf die Fassade die Forderung nach brauchbaren Innenräumen als nächste und wichtigste Aufgabe erfüllt.

Wenn in Amerika ein neues Museum gebaut werden soll, so pflegt man wohl den Architekten und den Direktor mit den Plänen und Rissen nach Europa auf eine Rundreise zu den Museumsleitern

zu senden, damit die Fachleute nach ihren praktischen Erfahrungen die Projekte beurteilen. In Deutschland wurde noch vor gar nicht langer Zeit bei einem überaus kostspieligen Bau den Direktoren der Sammlungen jeder Einblick in die Pläne untersagt. Das Ergebnis war natürlich eine Katastrophe, deren Wirkung dauern wird, so lange der Bau steht.

Ich hätte meine Freunde gern zu den Sammlern geführt, aber die Zeit reichte leider nicht. So haben wir bei dieser Gelegenheit weder die sehr gewählte Sammlung moderner Meister bei Geheimrat Hänel gesehen, dem eigentlichen Leiter aller Bestrebungen, die auf die Entwicklung der öffentlichen Galerie ausgehen, noch die kostbare Sammlung alter Meister bei Prof. Martius.

KAPITÄN UND MANNSCHAFT

Schon in der ersten Viertelstunde auf Deck fiel uns der ruhige Ton des Verkehrs zwischen Kapitän und Mannschaft auf. Befehle wurden im Unterhaltungston gegeben. Kein lautes Wort, keine laute Anwort. Alles war auf das Notwendige herabgemindert.

Kapitän E. Peters gilt als einer der allerbesten deutschen Yachtkapitäne. Wer ihn eine Weile beobachtet hat, würde sich nicht wundern, wenn es hieße, er wäre der beste.

Er war eben wieder seetüchtig nach einem geheimnisvollen Unfall, der ihn am Tag vor der Eröffnung der letzten „Kieler Woche“ betroffen hatte.

Als er abends nach Hause kam und den Türdrücker berührte, fühlte er, ohne daß er einen Menschen hatte kommen hören, eine schwere Hand auf der Schulter und einen Schmerz im Rücken. Er wandte sich scharf um und packte den Angreifer. Im selben Augenblick sprang ein anderer zu und versetzte ihm drei Stiche, so daß er bewußtlos an seiner Schwelle niedersank.

Die drei Stiche erwiesen sich als unbedeutende Fleischwunden. Der Schmerz im Rücken rührte von einer sieben Zentimeter tiefen Stichwunde her. Das Instrument war so dünn und scharf gewesen, daß der Bluterguß nicht nach außen drang und bei der Reinigung ein Stück Rippe entfernt werden mußte. Noch kein Zentimeter fehlte, daß die Lunge durchbohrt worden wäre.

Bei der Jugendfrische des sechsundvierzigjährigen Mannes ist die Wunde dennoch so rasch verheilt, daß er die Regatten am Schluß noch mitmachen konnte.

Wer die Angreifer waren, ist nicht herausgekommen. Der Kapitän hat keine Vermutung. Er meint, es könne eine Verwechslung vorliegen, sie mögen einen anderen haben treffen wollen. Andere sprechen von dunkeln Dingen, die auch bei Pferderennen vorgekommen sind, wenn ein überlegener Renner unschädlich gemacht werden soll. Klar ist die Sache nicht.

Die Kommandosprache, das Plattdeutsch, trägt vielleicht zur Ruhe des Tones mit bei. Der Niedersachse als Seefahrer regt sich nicht auf. Wer durch den Hamburger Hafen fährt, hat sich

oft zu wundern, wie ruhig es hergeht. Selbst wenn die sich kreuzenden Schuten und Boote einmal in Verwicklung geraten, so daß ihrer ein halbes Dutzend für einen Augenblick sich hemmen, ertönt kein lautes Wort. Lautlos pflegt jeder, was an ihm ist, zu tun, um selber wieder flott zu werden oder den andern zu helfen.

Manchmal fließt eine englische Wendung ein — so wenn der Anker sinkt: let him go. —

Wie der Kapitän seine Leute nimmt, erfuhren wir an einem drastischen Beispiel.

Als wir von Kopenhagen in aller Frühe unter Segel gingen, sprang ein Mann über das Bollwerk aufs Deck und gleich darauf sah der Kapitän ein leeres Boot treiben. Er gab ruhig den Befehl, ein Boot auszusetzen und das fremde Boot heranzuholen. Dann wurde der Missetäter, der über Urlaub ausgeblieben war, sich irgendwo ein Boot losgemacht hatte und an Bord gerudert war, beordert, es hinzubringen, wo er es hergeholt hatte. Ohne Wort stieg er ein, ruderte an Land und kam mit einem gemieteten Boot zurück, dessen Eigentümer ihn begleitete. Die Windstille begünstigte ihn. Das alles spielte sich in so ruhigem Ton ab,

daß ein Augenzeuge, der nicht scharf zusah, gar nicht zu merken brauchte, was eigentlich vor sich ging. Dem Ausbleiber wurde nicht vorgehalten, er habe durch den Raub des Bootes das Schiff in Mißkredit gebracht, das wußte er ohnehin. Es wurde nicht verlangt, er solle erklären oder entschuldigen, der Tatbestand lag klar genug. Er wurde nicht zurechtgesetzt: das konnte er selber besorgen. Kein Wort, bis er bei der Rückkehr in Kiel abgelohnt wurde. Eine schwerere Strafe konnte kein Ausbruch des Zorns verhängen. Keine Strafrede ist denkbar, die auf den Missetäter oder die Mannschaft so zwingend wirkte.

Kapitän Peters stammt aus Rügen. Sein Vater war Fischer. Er hat mit dem Segelboot umgehen gelernt, ehe er noch recht zum Bewußtsein gekommen. Schon mit zehn Jahren ging er auf Tage in die See zum Lachsfang, und nicht als Zuschauer, sondern als vollgültig helfende Hand. Er hat als Yachtkapitän rasch seinen Weg gemacht, als der Sport sich in Deutschland einzubürgern begann. Zuerst berief ihn der vorstorbene Großherzog von Mecklenburg, nach dessen Tode Krupp. Dem Verein Seefahrt ist er durch Herrn Adolf Tietjens

empfohlen worden, der wohl die genaueste Personalkenntnis hat.

Wer einen Tag mit ihm gesegelt hat, fühlt sich vollkommen sicher. Eine ruhigere, besonnenere Führung, eine vorsichtigere Berechnung ist nicht denkbar.

Die Mannschaft stammt zumeist aus den Schiffer- und Fischergebieten der Ostsee. Einige sind engere Landsleute des Kapitäns, andere kommen aus Holstein und Schleswig. Die Typen sind sehr verschieden. Wendische Kurznasen und untersetzte, breithüftige Gestalten wechseln mit hellen und dunkeln germanischen Köpfen, deren Adlernasen und schlanke Gestalten den Stempel großer Rasse tragen.

KOPENHAGEN

Keine der nordischen Städte gibt dem Hamburger soviel zu vergleichen und zu denken wie Kopenhagen. Viele Eigenheiten — Vorzüge und Mängel — unseres Lebens werden uns klar, wenn wir in Kopenhagen die Augen offen halten.

Kopenhagen ist ungefähr halb so groß wie Hamburg mit den wirtschaftlich hinzugehörigen Nachbarstädten. Es kann sich an wirtschaftlicher Macht mit Hamburg nicht messen. Aber während die behäbige Hansastadt für die Wissenschaft nicht sehr viel, für Literatur, Malerei und Skulptur fast gar nichts bedeutet, in der Architektur den Weisungen aller Akademien der Welt gehorcht und in den dekorativen Künsten nicht entfernt den Rang einnimmt, auf den es Anspruch machen könnte, strahlt die nicht sehr wohlhabende nordische Residenz im Lichte einer eigenartigen Kultur, die sich nicht wegdenken läßt, ohne daß Europa eine Lücke spüren würde.

DER STADTPLAN VON KOPENHAGEN

Wir lagen auf dem Heck und studierten den Plan von Kopenhagen, und wo sich ein Anlaß gab, ließen wir ihn sinken, spannen einen Gedanken aus oder verfolgten die Schiffe, die den Sund passierten. Es war ein behagliches Genießen der schönen Gegenwart, gehoben durch die beglückende Erwartung des Sehens oder Wiedersehens. Nicht alle von uns kannten Kopenhagen.

Mir war die schöne Stadt seit langen Jahren vertraut, und viele freundliche Beziehungen zu bedeutenden Menschen hatten mir den Ort lieb gemacht. Es gibt wenige Städte, die ich so gern wiedersehe wie Kopenhagen.

Wir hatten uns vorgenommen, den Plan zu untersuchen, als wüßte keiner von uns von der Stadt. Dies ist der beste Weg, rasch den Organismus zu entdecken. Natürlich läßt sich eine solche Fiktion nicht bis zur äußersten Folgerichtigkeit aufrecht erhalten. Aber darauf kommt es bei diesem Spiel schließlich nicht an.

Es fällt beim ersten Blick auf die Karte ins Auge, daß Kopenhagen an der äußersten Peripherie des Inselreiches liegt. Das ist eigentlich nicht der natürliche Platz für eine Hauptstadt. Die zentrale Gewalt muß Neigung haben, den Platz nahe am Zentrum zu suchen, namentlich in den unsichern Zeiten der Gründung der modernen Reiche, die aus der Unterjochung und Zusammenfassung vieler Kleinherrschaften zu entstehen pflegen. Von Kopenhagen aus Jütland zu bezwingen und zu beherrschen mußte in gährender Zeit örtlicher Kleinherrschaften unmöglich erscheinen.

In der Tat ist Kopenhagen nicht die älteste Hauptstadt des geeinigten Inselreichs. Mitten auf Seeland, der größten der dänischen Inseln, von der aus die Einigung des Gesamtgebietes vor sich gehen mußte, liegt am Ende des tief einschneidenden schmalen Isefjord die ältere Königsstadt des Landes, Roeskilde.

Von Kopenhagen aus hatte ich die einsame Stadt besucht und konnte von ihr erzählen. Der Ausflug lohnt sich sehr. Ich wurde an die Stimmung von Torcello erinnert. Dort hatte sich, nördlich von Venedig in den Lagunen gleichzeitig mit

dem ältesten Venedig eine Stadt gebildet, die eine zeitlang vielleicht als seine Rivalin gelten durfte. Mit der Entwicklung Venedigs trat sie zurück, verlor ihre Einwohner an die glücklichere Nebenbuhlerin, und jetzt ist nichts mehr übrig von ihr als der großartige Dom mit seinen Kunstwerken und eine schön geschwungene Marmorbrücke, die zwei Inseln verbindet. Mit dem Baumaterial wurde ein Teil von Venedig aufgebaut.

So steht in Roeskilde, das einst 100000 Einwohner gehabt haben soll und jetzt kaum 6000 hat, noch der die Landschaft beherrschende Dom mit seinen zwei Türmen, und von den unzähligen Kirchen, Kapellen und Klöstern des Mittelalters, von den Sitzen der Könige und ihrer Großen und von der mächtigen Befestigung ist nichts geblieben als ein alter Turm. Aber für Dänemark ist Roeskilde immer noch heiliger Boden, denn der Dom enthält die Gräber der Mehrzahl der christlichen Könige und Königinnen des Landes von Harald Blauzahn (985) bis zur Königin Louise (1898). Auch Roeskilde ist schon die zweite Hauptstadt des Landes. Die erste, die der heidnischen Könige, Leire, lag nicht weit davon, ebenfalls dem Isefjord nahe, und wurde

erst von Harald Blauzahn aufgegeben. Für eine nordische Hauptstadt des eigentlichen Mittelalters ist die Lage von Roeskilde typisch. So hielten sich die ältesten Hauptstädte Schwedens, Sigtuna und Upsala an das äußerste Ende eines Fjords, wo es zur Zeit der Wikingerstreifzüge am sichersten war. Als die Wikinger- und Seeräuberzeiten vorüber waren, wurde die versteckte Lage der Hauptstädte unbequem, und in Schweden wie in Dänemark ging der Herrscher daran, seine Residenz zu verlegen. Universität und Erzbistum — auch in protestantischer Zeit die Spitze der Kirchenmacht — verleihen Upsala bis heute eine Machtstellung neben Stockholm. Roeskilde ist eine kleine Landstadt geworden, fast eine Vorstadt Kopenhagens, und mit dem benachbarten Leire ein Wallfahrtsort für den Freund der dänischen Geschichte. Ein Ausflug von Kopenhagen her lohnt sich übrigens allein durch die Anmut der Landschaft.

In Roeskilde thronten die Herrscher, die von der Hansa besiegt wurden, in Roeskilde haben wir uns den Hof der Königin Margaretha zu denken, die die drei nordischen Reiche unter ein Szepter brachte. Kopenhagen ist erst 1443 Hauptstadt geworden.

Beim Studium eines Stadtplans empfiehlt es sich, zuerst einmal ohne Rücksicht auf die Namen und ohne die Geschichte zu fragen, den heutigen Organismus zu untersuchen. Man wird in vielen Einzelheiten irren, wie sich später beim Rückgriff auf die Geschichte herausstellt. Aber man hat den großen Vorteil, den Körper der Stadt sehr eindringlich betrachtet und zergliedert zu haben und unmittelbar auf die Probleme der Entwicklung zu stoßen.

Bei einer alten Königstadt hat man zunächst zwei Punkte zu suchen, das Schloß als Sitz des Fürsten und den ältesten Stadtmarkt als Ausgangsort der bürgerlichen Entwicklung.

Das Schloß drängt sich von allen Formen im Stadtplan zuerst auf. Seine gewaltige Masse bedekt eine ziemlich regelmäßige Insel rechteckiger Grundform. Ein breiter Kanal umgibt sie, sechs Brücken verbinden sie mit dem umliegenden Stadtgebiet. Es ist ohne weiteres zu erkennen, daß von der ursprünglichen Gestalt der Insel nichts mehr übrig ist. Der Grundriß des Schlosses reicht von einem Kanal bis zum andern. Für Festungswerke, die bis ins siebzehnte Jahrhundert

unbedingt erforderlich waren, bleibt nirgend Platz. Dem Grundriß des Schlosses fühlt man denn auch auf den ersten Blick an, daß es ein Werk des achtzehnten Jahrhunderts ist.

Die Geschichte weiß, daß hier die Insel lag, auf der im zwölften Jahrhundert Bischof Absalon von Lund in Schweden ein festes Schloß baute, um einen Stützpunkt gegen die Seeräuber zu haben. Wieviel damals von Kopenhagen als Stadt schon bestand, ist strittig. Aber soviel ist sicher, Bischof Absalon hat mit klugem Blick den Schicksalspunkt erkoren und geschützt, von dem sich der Sund und das Inselreich am sichersten beherrschen ließen, und den Dänen gilt er heute als der Gründer der Stadt. Er hat sein Reiterdenkmal auf dem Höjbroplatz mit dem Blick auf die Schloßinsel, und an der Hauptfassade des neuen Rathauses erhebt sich seine Gestalt in vergoldeten Bischofsgewändern.

Für die Beherrschung des Sundes konnte ein günstigerer Platz nicht gewählt werden. Hier ist dem vorspringenden Lande die Insel Amager vorgelagert, ein Schutz gegen Südwinde, die einzigen, die über weiter Seefläche auf den Hafen

stoßen. Späterhin bildete die Insel den Stützpunkt für die Befestigung der Stadt.

Absalons Eiland war wesentlich kleiner als die heutige Schloßinsel. Es lag auch nicht eingefügt in die Stadt, sondern nach allen Seiten frei. Man sieht es heute noch den Straßenzügen neben der Schloßinsel an, daß sie in ihrer Regelmäßigkeit jungen Ursprungs sein müssen. In der Tat ist ihr Boden durch Aufschüttung gewonnen. Noch im siebzehnten Jahrhundert stand das Schloß auf der Insel wie im Meer verankert da.

Der zweite Ausgangspunkt, der Markt, muß im Gewirre des Straßennetzes gesucht werden. In den deutschen und nordischen Städten kann man sich dabei auf die Namen stützen, denn sie pflegen fast ohne Ausnahme alt zu sein und die ersten, die gegeben wurden, im Gegensatz zu den Gewohnheiten der romanischen Völker, die ohne Bedenken die urältesten Straßen- und Platznamen aufgeben, um einen volkstümlichen Mann zu ehren.

Den ältesten Markt wird man in der Nähe des Schlosses suchen. In der Tat liegt vor der wichtigsten Verbindungsbrücke zwischen Schloßinsel und Stadt ein weiter Platz, groß genug für den alten

Markt. Sollte er es sein? Die heutige Form stimmt nicht recht. Er ist an der Seite nach dem Schloß offen, und nach der Stadtseite fließt er mit einer marktartig breiten, sicher in dieser Form uralten Straße zusammen. Solche Formlosigkeit paßt nicht für einen alten Stadtmarkt, dessen Wände saalartig geschlossen wurden. Auch der Name stimmt verdächtig: Höjbroplatz. Ein alter Stadtmarkt kann so nicht heißen. Platz ist der Name für eine unbebaute Stelle in den modernen Stadterweiterungen, der „Platz“ hat keine Funktion als die Unterbrechung des Straßennetzes. Er dient nicht, wie der Markt, er ist nicht notwendig, wie der Markt.

Wer die Geschichte des Stadtplans von Kopenhagen kennt, kann die Auskunft geben, daß hier ursprünglich weder Markt noch Platz lag, sondern ein Häuserquadrat. Wie der Name vermuten ließ, ist der Höjbroplatz ein junges Gebilde.

Auf dem Gebiet der alten Stadt gibt es nun noch drei Plätze, die den Namen Markt führen. Ganz im Norden liegt der Königsneumarkt. Schon dem Namen nach muß er ausscheiden. In der Mitte der Stadt liegt der Amagermarkt. Der ist zweifellos alt. Aber der Hauptmarkt kann es nicht gewesen

sein, denn er ist nur eine schlauchartig erweiterte Straße und macht vielmehr den Eindruck, als sei er ursprünglich gar nicht Markt gewesen, sondern die Straße an der Innenseite des Tors, die verbreitert wurde, um den Lastwagen Platz zu schaffen.

Auch der letzte Markt, weiter südlich, hat auf den ersten Blick etwas Verdächtiges. Er ist übergroß und eine Straße führt quer hinüber, was sich für einen alten Markt nicht paßt. Hier geben jedoch die Namen einen Anhalt, denn die Hälften, in den die Straße den ganzen Markt zerteilt, haben eigene Namen. Der westliche Teil heißt Altmarkt, der östliche Neumarkt. Eine Befragung alter Überlieferung ergibt, daß der Neumarkt durch Niederlegung des alten Rathauses und des angrenzenden Häuserblockes entstanden ist. Nun versteht man auch, wie eine Straße quer über einen alten Platz führen kann.

Von hier aus ist es nun leicht, die Linien der ältern Befestigung im Stadtplan zu verfolgen und zu beobachten, wie die Stadt gewachsen ist. Das neue, noch nicht ganz vollendete Rathaus mit dem mächtigen Rathausplatz (nicht Rathausmarkt)

davor, liegt noch ziemlich nahe dem alten in der Linie der niedergelegten Befestigung des siebzehnten Jahrhunderts, deren Reste sich als Parks und botanischer Garten rund um die Stadt verfolgen lassen bis zur im Norden abschließenden großen Zitadelle, die heute einen Pfahl im Fleisch der Stadt bildet.

Der Raum innerhalb dieser Befestigung des siebzehnten Jahrhunderts zerfällt in zwei fast gleich große Teile, die alte Stadt, wie sie ohne Einheit des Plans ruckweise gewachsen ist, so daß man die einzelnen „Jahresringe" aus dem Gewirre krummer Straßenzüge noch heute ohne Mühe lösen kann, und eine große Anlage mit lauter geraden, sich rechtwinklig überschneidenden Straßen, in deren scharfkantigem Gefüge nur eine einzige — und sehr kurze — schräge Straßenlinie vorkommt und keine Andeutung einer Kurve. Selbst ein scheinbar runder Platz löst sich in ein Achteck auf, wenn man näher zusieht.

So hat man im Norden vor dem achtzehnten Jahrhundert keine Stadtanlagen gemacht. Die Namen der großen Straßenzüge verraten ebenfalls die Stimmung des achzehnten Jahrhunderts: Adels-

straße, Bürgerstraße, Königsstraße und daneben Kronprinzenstraße.

Dies Stadtgebiet würde noch viel uninteressanter aussehen, wenn nicht zwei Stellen die Regelmäßigkeit der Anlage unterbrächen.

Die eine ist ein großes nicht ganz regelmäßiges Viereck, der Park des Schlosses Rosenborg, das andere die große Platzanlage der Amalienburg.

Rosenborg ist der alte Sommersitz der Könige. Als es angelegt wurde, lag es außerhalb der alten Befestigungen, und die Zeiten waren so unsicher, daß das Schloß durch Wall und Graben vom Garten getrennt und durch einen Kranz von Kanonen auf den Wällen geschützt war. Die Zeit, wo das Vorbild der Tuilerien zu wirken begonnen hatte, war noch nicht gekommen, und so ist Rosenborg noch nicht auf das Stadtschloß orientiert. Es liegt ohne organischen Zusammenhang mit der Stadtanlage oder der Schloßanlage und bildet heute noch eine Enklave in der Stadt, obwohl der Park, der in den Besitz des Publikums übergegangen ist, nur durch ein hohes Gitter umhegt wird. Das Schloß ist Museum geworden.

Was die Amalienburg ursprünglich war, verrät

ein Studium des Planes. Es sind vier Paläste, die den achteckigen Platz einschließen, und da in den benachbarten Straßen auf dem Plan verschiedene Adelspaläste eingezeichnet sind, so ist es kein Fehlschluß, daß auch diese vier Paläste von Adelsfamilien errichtet wurden. Freilich gingen sie in den Besitz des Staates über, und seit dem ersten Schloßbrand am Ende des achtzehnten Jahrhunderts werden sie von der Königsfamilie bewohnt. Im achtzehnten Jahrhundert bildeten sie das Zentrum des Adelsquartiers. Platzanlagen von ähnlicher Schönheit sind sehr selten in Europa. Man sieht schon den Grundrissen an, daß sie im französischen Sinne erbaut sind, genau wie mehr als ein Jahrhundert vorher Rosenborg im Stil der holländisch-deutschen Renaissance. Auch in Kopenhagen wiederholt sich die Regel, die für ganz Nordeuropa gilt, daß die Fürsten und der Adel als Träger der Kultur ihre Anregungen immer aus den Ländern holten, die gerade auf ihrem politischen und künstlerischen Höhepunkt angelangt waren.

Das neue Kopenhagen hat sich riesenhaft ausgedehnt. Dabei ist manches zerstört worden. Am

meisten zu beklagen ist wohl die Zerstörung der Langen Linie, jenes reizvollen Spaziergangs am Ufer der See.

Außerhalb der letzten Befestigung liegen, dem Zug der Wälle folgend, drei große künstlich gegrabene Bassins, Filtrieranlagen der Wasserwerke. Sie bilden eine schwer zu überwindende Abschnürung der innern Stadt.

MEISTER CAROLUS

MALER IN HAMBURG 1255

Dr. A. Haseloff, der mit dem Grafen Erbach die Geschichte der deutschen Miniaturmalerei des Mittelalters erforscht, hatte mir vor einem Jahre geschrieben, daß er auf der Kopenhagener Bibliothek eine dreibändige Bibel gefunden, die im Jahre 1255 von Meister Carolus in Hamburg mit Miniaturen ausgemalt sei für den Hamburger Domherrn Berthold. Vor hundert Jahren sei sie in Hamburg mit den übrigen Schätzen der Dombibliothek verkauft worden.

Er teilte noch einige Einzelheiten mit.

Ich war nun zwar nicht nach Kopenhagen gegangen, um die Bibel zu sehen, aber ich konnte es doch nicht über mich gewinnen, die Stadt zu verlassen, ohne dies ehrwürdige Denkmal unserer heimischen Kunst aufgesucht zu haben.

Die Zeit wurde von einem Frühstück im Yachtklub abgezwackt.

Es ist ein Wunder, daß die königliche Bibliothek noch vorhanden ist. Sie liegt in einem Neben-

flügel des königlichen Schlosses, und man sollte denken, daß bei der ungeheuren Glut des Brandes von 1884 die Dachstühle und Bücherbörter von selber mit aufgeflammt wären.

Obwohl die Bibliothek Ferien hatte, empfing mich der Direktor Herr Dr. Lange und führte mich zu dem Schatze, dessen besonderer Wert in Kopenhagen wohl gewürdigt wird. Die Riesenfolianten wurden vor mir ausgebreitet, und mit Ehrfurcht öffnete ich die Pergamentblätter.

Das war durch viele Geschlechter in Hamburg bewahrt worden. Die Eltern vieler Lebender hätten es noch in hamburgischem Besitz sehen können. Und die Stimmung einer einzigen Generation, die die Fühlung mit der Vergangenheit verloren hatte, die alles neu anfangen wollte, der das lebendige Gefühl der Überlieferung abhanden gekommen war, genügte, um es uns zu entreißen. Bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts besaß Hamburg in den Kirchen und Klöstern und im Rathaus unsagbare Schätze mittelalterlicher Kunst, Stoff genug, um ein großartiges Museum auszustatten, wenn es nicht an dem Ort seiner alten Bestimmung bleiben sollte, und seit der Rat 1787 mit

der Versteigerung seiner Gemäldesammlung im Rathause begann, ist mit dem unermeßlichen Besitz innerhalb eines Menschenalters völlig aufgeräumt worden, und was mit dem Dom, dem Johannis- und Magdalenenkloster nicht vorher schon zerstört worden war, hat dann das Feuer vernichtet.

Es ist nicht nur materieller Wert verschleudert und zugrunde gegangen. Wäre das Beste uns erhalten geblieben, so hätte Hamburg seinen Rang in der Kunstgeschichte unseres Volkes nicht verloren.

Wir haben uns in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts bemüht, die Trümmer der heimischen Entwicklung in Hamburg selbst an aller Welt Enden aufzusuchen und soweit es möglich war, zurück zu gewinnen.

Unser Museum für hamburgische Geschichte, das Museum für Kunst und Gewerbe und die Kunsthalle treten mit diesen Schätzen ins zwanzigste Jahrhundert.

Aber wie armselig erscheint das alles gegen den ungeheuren alten Kultur- und Kunstbesitz, mit dem Hamburg in das neunzehnte Jahrhundert hinüberlebte.

In der Sammlung der Geschichte der Malerei, die die Kunsthalle seit 1890 pflegt, sind wir nun bis zu einem gewissen Abschluß gekommen.

Das Geschick ist uns bei dieser Arbeit über Hoffen und Verdienst günstig gewesen.

Wir können am Besitz unserer Galerie heute von 1379 ab eine tüchtige, in einzelnen Zeitaltern hervorragende heimische Malerei durch alle Jahrhunderte verfolgen. Aus der dunkeln Zeit von 1379 bis 1400, aus der es in Deutschland Malernamen die Fülle, Gemälde nur in geringer Zahl und Werke, deren Urheber gesichert ist, fast gar nicht kennt, grüßt uns der Charakterkopf Meister Bertrams, von dem wir mehr als dreißig Bildkompositionen und über achtzig Skulpturen zurückerworben haben, darunter den Hauptaltar der Petrikirche. Die Kenntnis dieser Werke wird für die Beurteilung der gesamten deutschen Kunst jenes Zeitalters grundlegend sein, weil nirgend, auch in Köln nicht, schriftliche Urkunden — wir verfügen über zwei ausführliche Testamente Bertrams — und Denkmäler sich in solcher Fülle ergänzen. Wir erkennen schon heute in Bertram alle die Züge lebendig ausgeprägt, die durch die

Jahrhunderte für die Eigenart der großen germanischen Meister bezeichnend geworden sind.

Näher steht uns die reifere Kunst von Bertrams Nachfolger und Schüler Francke, die sich im Altar der Englandfahrer von 1424 und dem etwas später anzusetzenden Christus als Schmerzensmann offenbart. Künstler und Forscher sind sich darüber einig, daß Francke zu den größten Koloristen unserer gesamten Kunst gehört, und im Aprilheft 1904 sagte die Gazette des Beaux Arts, die einen reichillustrierten Artikel über Francke brachte, von dem Saal: Car ces Tableaux (die Bilder Franckes) sont devenus la gloire d'art de la somptueuse ville, et il est permis d'écrire qu'il n'existe pas un ensemble aussi important de la peinture allemande du XV^e^ siècle dans l'Allemagne entière.

An einzelnen Gemälden können wir dann im Lauf des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts verfolgen, wie die Hamburger Kunst in die Gefolgschaft der am Rhein und in den Niederlanden aufgeblühten Schulen gerät, wie um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts vorübergehend eine deutsche, die Kranachschule, einen Senkling her-

sendet in den Werken Franz Timmermanns, wie aber schon um 1563 in der großen Kreuzschleppung von Franciscus Franck, der, koloristisch selbständig, in der Form von Pieter Aertsen abhängt, ein neuer Strom der Anregung aus den Niederlanden zu uns dringt. Die eindringlichen Bildnisse David Kindts bezeichnen um die Wende des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts eine Zeit, aus der uns nur wenige Kunstwerke erhalten sind, und mit dem gesteigerten Wohlstand nach der Überstehung des dreißigjährigen Krieges können wir in den Gesellschaftsbildern, Bildnissen, Heiligenbildern von Matthias Scheits und seinen Zeitgenossen eine im Anschluß an die holländische Kunst rasch entwickelte Produktion verfolgen, die im Bildnis und Stilleben bis weit ins achtzehnte Jahrhundert fortlebt, wo Denner und van der Smissen die letzten europäischen Modemaler deutscher Herkunft waren.

Mit ihnen schien uns bisher eine Entwicklung zu schließen. Was nach ihnen kam, sehen wir als durch einen Bruch von ihnen getrennt an. Aber nun läßt sich in unserer Sammlung nachweisen, daß Jens Juel, der spätere Direktor der Kopen-

hagener Akademie, dem Ph. O. Runge künstlerisch mehr als irgend einem andern zu danken hatte, in seiner Hamburger Lehrzeit mit Denner und van der Smissen eng zusammenhängt.

Mit Runge erhebt sich dann im neunzehnten Jahrhundert bei uns eine höchst eigenartige, die längste Zeit unbeachtet gebliebene und auf Jahrzehnte, bis unsere Sammlung sie zur Darstellung brachte, vergessene Blüte heimischer Kunst, deren spärlich auf uns gelangte Erzeugnisse heute mit zu unsern kostbarsten Besitztümern gehören. Die Namen der Hamburger Nazarener Oldach, Speckter und Milde, der ersten deutschen Vertreter der Stimmungslandschaft Vollmer, Morgenstern, Adolph Carl, Gurlitt, der Bildnismaler und Landschafter Gensler, des Darstellers unseres Bauernlebens Hermann Kauffmann gehören künftig nicht nur der örtlichen Kunstgeschichte an.

Angesichts der Bilder unseres ältesten Hamburger Meisters in der Bibel von 1255 dachte ich an die lange Reihe bedeutender Künstler, die unser Boden seit jener Zeit hervorgebracht hat,

und die — wenigstens im neunzehnten Jahrhundert — fast ohne Ausnahme darunter gelitten haben, daß sie in der Heimat kein Vertrauen und keine Liebe fanden.

Und auf dem Weg zum Yachtklub, wo die Freunde auf mich warteten, mußte ich an die ganz verschiedene Entwicklung denken, die die Kunst auf Kopenhagener Boden genommen.

Seit unausdenklicher Zeit sitzt auf diesem Boden dieselbe Rasse, deren künstlerische Begabung nicht in Frage steht. Eine dänische Malerei, die den Namen verdient, gibt es jedoch seit kaum neunzig Jahren. Während in Hamburg schon viele Jahrhunderte lang große Kunstwerke entstehen konnten, war Kopenhagen in allem wesentlichen auf das Ausland angewiesen. Hanseatische Kunst des Mittelalters, niederländische des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, hamburgische Kunst der Malerei — die Dittmars im siebzehnten Jahrhundert — und der Silberschmiedekunst — die berühmten Werke des Hamburger Goldschmids Mores — dann die französische Kunst des achtzehnten Jahrhunderts deckten den Bedarf des Hofes.

Eine Wendung auf das Nationale wurde erst 1765 durch die Gründung der Kopenhagener Akademie angebahnt, an der gegen Ende des Jahrhunderts zwei bedeutende Meister dänischer Geburt aber, wie man es im Norden nennt, europäischer Erziehung wirkten, Abildgaard, der Phantasiekünstler und Jens Juel, der Porträtist, Landschafter und Stillebenmaler.

Erst mit der Rückkehr des Davidschülers Eckersbergs beginnt die eigentlich dänische Kunst. Er wendet das Können und die Erkenntnis, die er in Paris und Italien gewonnen, frischweg auf seine Heimat an, und seiner Schule entstammt die lange Reihe bedeutender Künstler, die eine dänische Kunst schufen, bis um 1880 ein neuer Einstrom französischer Ideen folgte, diesmal der impressionistischen.

Es ist eine sehr auffallende Erscheinung, daß nun im neunzehnten Jahrhundert mit einem Schlage diese Fülle von Talenten auftritt, und es knüpfen sich viele Fragen daran, die schwer zu beantworten sind. Wo sind die Talente des achtzehnten, des siebzehnten und aller früheren Jahrhunderte und Jahrtausende geblieben? Daß künstlerische Be-

gabung in der Rasse steckt, beweisen die Kopenhagener Sammlungen bis zurück in die Steinzeit. Wie weit hängt das plötzliche Aufblühen der dänischen Kunst mit dem Vorhandensein der Akademie zusammen? Wäre sie ohne diesen von den Königen nach französischem Vorbild geschaffenen Mittelpunkt der Studien überhaupt entstanden? Wie weit hätte sie anders werden müssen?

Es muß schon in der Gesamtseele des Volkes im neunzehnten Jahrhundert eine Neigung zum künstlerischen Ausdruck neu aufgetreten sein, und man greift wohl nicht fehl, wenn man, wie im übrigen Europa, die treibende Ursache in der Befreiung des Bürgerstandes sieht.

Für den Bürgerstand schufen die Künstler, dem Bürgerstand gehörten sie an. Was für Hof und Adel geschaffen wurde, trug ein bürgerliches Gepräge, oft bis an die Grenze der Karikatur, da gewisse äußere Fürstenzüge unvermittelt neben der schlichten Bürgerlichkeit stehen.

Uns Hamburger zieht in der dänischen Kunst des neunzehnten Jahrhunderts eine auffallende

Verwandtschaft mit der eigentlich hamburgischen an. Die Landschaften und Bildnisse des jung dahingerafften Köbke sind aus derselben Stimmung und Gesinnung geboren wie die von Oldach, wenn sie auch in den Ausdrucksmitteln noch so verschieden sind.

Es ist vielen schon aufgefallen. Fritz August von Kaulbach, dem ich Oldachs Bilder gezeigt, und der sich für diese zarte Kunst begeistert hatte, schickte mir zur Erinnerung an dieses Erlebnis Emil Hannovers Buch über Köbke. Muther spricht in einem Aufsatz sogar vom Einfluß der dänischen Kunst auf die hamburgische. Es lassen sich auch Fäden genug nachweisen, die sich herüberspinnen, aber erst zu einer Zeit, als das eigentlich Hamburgische sich längst ausgesprochen hatte. Gurlitt, Morgenstern und Vollmer waren in Kopenhagen. Gurlitt ist unmittelbar Schüler der Kopenhagener Akademie. Aber er kommt erst in den dreißiger Jahren nach Deutschland zurück, und Morgenstern und Vollmer malen ihre frischesten Bilder in Hamburg, ehe sie Kopenhagener Einflüsse erfahren hatten. Sie brauchten sie nicht, denn sie hatten die befreiende Pano-

ramenmalerei Suhrs hinter sich, dessen Gehilfe sie gewesen waren. Erwin Speckter zeichnet und malt von seiner ersten Kindheit an dieselben Dinge die auch Köbke anzogen, das Leben seiner Familie. Als Erwin Speckters schönste Bildnisse entstanden, die seiner Eltern, war Köbke zwölf Jahre.

Wenn vor Gurlitts Rückkehr Einflüsse stattgefunden haben, sind sie über München zu uns gelangt, wo nach 1830 Bendz, einer der höchstbegabten dänischen Künstler des neunzehnten Jahrhunderts, mit den Hamburgern zusammentraf. Aber Oldach war schon tot, Erwin Speckter hatte München nur auf der Durchreise nach Italien berührt. Kauffmann und Haeselich wurden von Bendz auf seinem berühmten großen Bild einer Münchner Bierstube — das Thorwaldsen für seine Galerie erwarb — unter den andern Künstlern mit dargestellt, es sind die singenden links. Aber bei diesen ist von einem Einfluß durch Bendz nichts zu merken. Bleibt nur noch Milde, und wer die Daten nicht berücksichtigt, kann wohl dazu kommen, Bendz als seinen Lehrmeister vorauszusetzen. Doch die Daten sagen anders aus. Das Zimmer,

in dem er seinen Freund Erwin Speckter am Tisch sitzend dargestellt hat, ist 1825 in München gemalt. Es ist von allen seinen Arbeiten mit den gleichzeitigen Bildern von Bendz am nächsten verwandt. Aber es wächst ganz deutlich aus der Hamburger Tradition heraus.

Wir werden uns vorläufig damit begnügen müssen, das Gleiche oder Verwandte in der dänischen und hamburgischen Kunst aus einer Verwandtschaft der äußern Lebensbedingungen und der Rasse zu erklären.

Wenn hamburgische Künstler nach München oder Paris kommen, so pflegen sie sich noch heute am raschesten mit den Skandinaven zu verstehen. Es ist eine alte Erfahrung, daß sie mit den Dänen und Norwegern „cliquen".

KULTURMÄCHTE

Aus dem Stadtplan von Kopenhagen lassen sich leicht die Mächte erkennen, die den Organismus geschaffen haben: König, Bürger und — für sehr kurze Zeit und auf engerem Raum mitbestimmend — Adel. Vom König hängt die Wehrmacht ab, die mit ihren Wällen und Schanzen für einige Jahrhunderte reichlich so viel Platz einnahm wie alle Wohnstätten zusammen; vom Bürgertum der Freihafen, der nicht wie in Hamburg außerhalb der eigentlichen Verkehrszone liegt, sondern Umgehungen notwendig macht, wie wenn der Hamburger Freihafen bei sonst unverändertem Stadtplan die Stelle von St. Pauli einnähme.

Viele Verschiebungen sind im neunzehnten Jahrhundert eingetreten. Der Adel hat sich fast gänzlich zurückgezogen. Seine stolzesten Paläste bewohnt die Königsfamilie. Andere sind Gasthäuser oder Mietskasernen geworden. Die gewaltige Königsburg liegt in Trümmern, Rosenborg ist Museum geworden. Im öffentlichen Leben merkt man vom Königshaus und vom Adel so gut wie nichts. Der Bürger ist alles. Und wenn Fürsten

und Adel auf der Straße erscheinen, sehen sie aus wie Bürger.

Anders muß das Treiben in der Stadt gewirkt haben, als in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts der König im Stadtschloß Hof hielt, als die Paläste des Adelsviertels neu waren, und goldglänzende Equipagen und Sänften die in Seide und Sammet gekleideten Fürstlichkeiten und Adeligen durch die Straßen trugen, umgeben von einem Heer bunter Lakaien.

Aber wenn sie auch äußerlich nicht in die Erscheinung treten, die alten Mächte des Hofes und des Adels sind doch noch da, und ihre politische und gesellschaftliche Aufgabe hat noch nicht aufgehört.

Sie leben noch als Gefäße einer bestimmten Art der Überlieferung, der der guten Form im Auftreten und Verkehr. Das ist außer dem politischen Einfluß ziemlich alles, was ihnen geblieben ist. Kunst, Literatur, Musik, Wissenschaft, die Lebensgebiete von Fürst und Adel noch im achtzehnten Jahrhundert, sind durch den Staat, den es damals eigentlich noch nicht gab, und durch das Bürgertum ihrer Einwirkung entzogen.

Es ist den Künsten in Dänemark gegangen wie überall. Von dem Augenblick an, wo das Übermenschentum der aristokratischen Stände aufhörte, mußten sie gänzlich veränderte Formen annehmen und lösten sich auf. Mit einem Schlage war der Typus gesteigerten Menschentums, den der Aristokrat mit seinen ungeheuren Ansprüchen an das Leben und an die Lebenskunst darstellte, verschwunden und hatte einer kleineren Ausprägung bescheidener, wunschloser Menschlichkeit Platz gemacht, der mit dem Nötigsten zufrieden war, und dem das stolze Selbstbewußtsein und die anspruchsvolle Begehrlichkeit des Aristokraten sündhaft erschien.

In diese neue Welt einer Menschheit von vermindertem Gehalt und herabgestimmtem Selbstbewußtsein ragten jedoch in Kopenhagen die Schöpfungen der aristokratischen Zeit als etwas immer noch Lebendiges hinein, nicht nur die Paläste, die Parks und Gärten, auch Einrichtungen, die ursprünglich dem Lebenshunger des Fürstentums zu dienen bestimmt waren, wie die Akademie.

Darin unterscheiden sich die bürgerlichen Zustände in Kopenhagen von denen in Hamburg.

Uns fehlt der Hintergrund eines aristokratischen Zeitalters. Bei uns hat der einzelne nie Ansprüche gemacht und somit eigentlich auch nie etwas gegolten. Wir haben deshalb auch fast gar keine Erinnerungen an einzelne Menschen. Es gibt keine volkstümlichen Namen bei uns. Man kann nicht oft genug wiederholen, daß der populärste Mann in Hamburg durch ein halbes Jahrtausend ein Seeräuber und Erzfeind der Stadt war. Sein Name ist wohl der einzige, den das Volk aus seiner ganzen langen Geschichte behalten hat. Unsere Straßen, unsere Bauten reden nicht zu uns von Menschen, deren Namen und Taten wir kennen und lieben oder hassen, sondern von glanzlos, namenlos untergegangenen Geschlechtern. Wer durch unsere erinnerungslose Stadt wandert oder in unserer ebenso erinnerungslosen Gesellschaft sich umtut, könnte die Vorstellung bekommen, daß in Hamburg seit einem Jahrtausend ein Geschlecht fleißiger Kaufleute das andere abgelöst habe mit der immer wiederkehrenden Absicht, möglichst viel zu erwerben, um über möglichst viel von den niedern Genüssen des Daseins zu befehlen, und sich nicht zu fragen, wozu denn die Güter einer mäßigen

Zivilisation eigentlich da seien, welchen höheren Zwecken sie dienstbar gemacht werden sollten. Und der Fremde, der nur soviel von Hamburg kennen lernt, wird von der Gegenwart nichts anderes erwarten und für die Zukunft nichts anderes prophezeien als immer wieder neue dunkle Geschlechter, die sich an nichts zu erinnern vermögen, die sich an keiner Erinnerung zu freuen gelernt haben, die kein Gefühl der Dankbarkeit gegen die Vergangenheit und kein Gefühl der Verpflichtung für die Zukunft hegen, die immer nur arbeiten und es immer wieder nur gut haben wollen.

Daß dies Bild nicht stimmt, kann man im Reich besser widerlegen als bei uns, denn dort hat man nicht vergessen, wie oft große neue Impulse von Hamburg ausgegangen sind.

In Kopenhagen sind alle wirtschaftlichen Kräfte einst auf große Dinge gerichtet gewesen, und der Hintergrund dieser Zeit gibt der Stadt heute noch den monumentalen Charakter.

Ist es ein Lebensgesetz, daß in Hamburg die großen Mittel, die immer wieder erworben werden, auf die äußere Lebenshaltung verwandt werden? Leidet nicht auch auf die Dauer die wirtschaftliche

Bedeutung der Stadt darunter, daß die Lebenshaltung das Entstehen wirklich bedeutender Vermögen verhindert? Sollte es undenkbar sein, daß die Neigung aufkäme, den ungeheuren Luxus der im Grunde von allen beseufzten Geselligkeit niederzuschlagen? Im letzten Grunde liegt doch hier die Ursuche, daß jedes Geschlecht von vorn anfangen muß, daß sich eine feste Überlieferung, die auch in der Stabilität und dem durch Generationen fortgeführten Wachstum des Familiengutes ans Licht träte, nicht bilden kann, und daß infolgedessen eine dauernde Kulturtradition nicht aufkommen kann. Das äußere Leben verzehrt Zeit, die für höhere Interessen nötig ist, verzehrt Kraft und Mittel. Wie wird es um uns stehen, wenn sich in den übrigen Zentren deutschen Lebens, heute, wo der typische Deutsche ein kulturloser Mensch ist, in der Auffassung und Führung des Lebens eher noch materieller als wir, wenn sich die Deutschen im Reich eine neue Bildung und neue Überlieferung schaffen?

Das Kunstleben, das mir als Beispiel am nächsten liegt, spiegelt am deutlichsten die Verschie-

denheit der wirkenden Kräfte in Kopenhagen und Hamburg.

An beiden Orten hatte im neunzehnten Jahrhundert das Bürgertum die Kunst zu tragen. Es war in Kopenhagen bei wesentlich minderer wirtschaftlicher Kraft nicht freudiger und leistungswilliger als bei uns. Dort wie hier haben die Künstler fast allein gestanden, ihr Hauptmäcen war, wie beinahe überall, der unpersönlich gewordene Staat. Thorwaldsens Stellung ist ein Ausnahmefall. Wäre er in Kopenhagen geblieben, es hätte wohl kein Huhn und kein Hahn nach ihm gekräht. Sein europäischer Ruhm war der Sockel seiner Stellung in der Heimat.

Nur einen Vorteil hatte man in Kopenhagen, und er war eine Überlieferung der Fürstenzeit, das Bestehen einer Akademie als Hochschule, auf der die Talente lernen konnten, was an der Kunst lernbar ist.

Den Wert dieser Überlieferung handwerklicher Tätigkeit weiß man am besten da zu schätzen, wo sie ganz fehlt, wie bei uns.

Gewiß enthält das Prinzip der Akademie große Gefahren, und auch eine ganz unbefangene Ge-

schichte der Akademien, die wir nicht haben, würde sich leicht zu einer Anklageschrift wandeln. Aber das ist der im innersten Wesen liegende Mangel aller festen Einrichtungen, daß ihre Diener Menschen vom Durchschnitt oder darunter sein müssen. Die Mehrsten taugen nichts, das war schon das tiefsinnige Urteil des alten griechischen Weisen, zu dessen Erkenntnis man sich so spät durchzuarbeiten pflegt. Es ist kaum anders möglich, als daß die Akademien ihre Lehrer auch aus dieser Mehrzahl wählen müssen, da sie den Genius, der für das akademische Lehrerhandwerk nicht taugt, höchstens vorübergehend fesseln können. Und diese Mehrzahl wird die Überlieferung in äußeren Dingen sehen, wo sie schädlich, ja tötlich ist, und wird sie nicht da zu pflegen imstande sein, wo sie allein Leben und Gedeihen fördert, in der Gesinnung. Es ist in jeder Art Lehre nicht anders als in der Familie, wo die Tradition von Äußerlichkeiten verknöchert, während die Pflege des guten Willens, der Gesinnung, den Keim zu allem Höchsten enthält. Hier allein liegt der Wert einer Überlieferung.

Die Kopenhagener Akademie hat das große

Glück gehabt, in der kritischen Stunde, wo ihr die zahllosen Talente der neuen bürgerlichen Gesellschaft zuströmten, zwar kein Genie, aber einen Mann von reinster Gesinnung als Leiter zu besitzen, den alten Eckersberg, einen Schüler Davids. Wie sich das Museumswesen von Kopenhagen als ein Senkling französischer Ideen entwickelt hat, so hat der Kopenhagener Kunst ein Davidschüler das Edelste aus der Pariser Überlieferung eingepflanzt, die redliche Gesinnung, die Selbstzucht, die Unerbittlichkeit und Arbeitsfreude.

Das war jedoch alles Französische, was Eckersberg mitbrachte. Sonst war an ihm alles dänisch geblieben, und dänische, nicht französische Künstler hat er erzogen.

Die Entwicklung ging rasch, wie immer, wo sie gesund ist. Im Jahre 1814 mußte er von Grund aus neu beginnen. Zehn Jahre später, zwischen 1825 und 1830, hatten die bedeutendsten seiner Schüler ihn schon weit überflügelt, und eine national-dänische Kunst war durch diesen französischen Anstoß ausgelöst.

Seither hat es in jeder Generation hervorragende dänische Künstler gegeben. Fremde Ein-

flüsse haben nicht viel verändert, mit Ausnahme des einen, der vom Pariser Impressionismus ausging. Es ist den dänischen Künstlern nie glänzend gegangen. Bis auf die jüngste Zeit hat es große Mäcene nicht gegeben, ein ausländischer Markt, wie ihn in jüngster Zeit die Holländer hatten, hat nie mitgesprochen, der Kunsthandel hat nie eine Rolle gespielt. Aber die Stadt hat doch immer ihre Kunst getragen, eine bescheidene Kunst, wenn man will, keine Kunst der großen Leinwande, aber eine tüchtige und eine bodenwüchsige Kunst.

Bei uns in Hamburg würde, wenn ihn nicht 1810 der Tod abgerufen hätte, zur selben Zeit mit Eckersberg ein großer Meister, ein weit größerer, tieferer und unabhängigerer, an die Spitze der jungen Schar von Talenten getreten sein, die zur selben Zeit mit den jungen Kopenhagenern aufgeschossen waren: Philipp Otto Runge. Er hatte den Trieb und die Absicht, sich als Lehrer in den Mittelpunkt des Schaffens zu stellen, voll des ruhigen Bewußtseins der eingeborenen Kraft. Er wußte nicht, daß er schon umgeben war von den Begabungen, die er allein berufen war, ihrem höchsten Ziel, das heißt sich selbst, zuzuführen.

Mit ihm starb nicht nur die Möglichkeit einer eigenen hamburgischen Kunst großen Stils, die ganze deutsche Kunst hätte ein anderes Antlitz getragen, wäre ihm die Urfülle körperlicher Gesundheit beschieden gewesen wie seinen Geschwistern. Was er war und wollte, lehren seine Bilder und seine Schriften. Wer es noch nicht empfunden hat, wird es fühlen, wenn wir sein endlich wiederentdecktes und zurückerobertes Hauptwerk, das große Bildnis seiner Eltern, das monumentalste deutsche Bildnis der ersten zwei Drittel des neunzehnten Jahrhunderts, als Mittelpunkt seiner übrigen Werke in der Kunsthalle zu Ehren bringen können. Eckersberg, der viel mehr gelernt hatte, hat nichts entfernt Ähnliches hervorgebracht. Vor keinem seiner Werke wird die Seele vom Schauer der Ehrfurcht erbeben, wie vor diesem gewaltigen Gebilde.

Wir haben in Hamburg nach Runges Tod Talente genug hervorgebracht, aber wir haben sie mit zählbaren Ausnahmen nicht zu halten und zu bilden gewußt. Eine hamburgische Überlieferung konnte nicht entstehen. Es gab Jahrzehnte, in denen die mächtige Stadt, die vor den meisten

andern in Deutschland den Beruf gehabt hätte, Kunst zu tragen, es fast ohne eigene künstlerische Produktion aushalten konnte. Eine Schule hat es im neunzehnten Jahrhundert für die Begabungen bei uns nicht gegeben. Wir haben durch Stipendien aller Art das mögliche getan, den Strom von Begabungen hinauszuleiten.

In der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts wurde auch in Kopenhagen Kunst an sich gemacht. Von der gestaltenden Kraft, die in den Künstlern wirkte, ging sehr wenig in die dekorative Kunst über. Daß die Teilnahme der Künstler für eine geschmackvolle Gestaltung des Hausrats schon damals zu haben gewesen wäre, hat Pietro Krohn in seinem Gewerbemuseum durch die schöne kleine Sammlung von Möbeln und von dekorativen Malereien aus Künstlerhäusern bewiesen. Ein Talent wie Köbke, das nach seinen Bildnissen und den kleinen Landschaften — seinen besten — fast als eine Miniaturmalerbegabung erscheint, entpuppt sich in den dekorativen Landschaften des Kopenhagener Gewerbe-

museums als eine Kraft von staunenswerter Fülle und erlesenstem Geschmack.

Bei uns hatte schon Runge klar erkannt und in Wort und Tat ausgesprochen, daß die Maler berufen seien, die Entwicklung der schmückenden Künste zu leiten. Es war sein unzweideutig dargelegter Plan, in diesem Sinne die mindern Talente zu nützlicher Tätigkeit zu erziehen. Die Gensler waren, soweit sie die Möglichkeit fanden, als Förderer des Handwerks tätig. Aus ihrer Idee entstand zu einer Zeit, wo solche Anläufe in Deutschland kaum vorkamen, der sinnige in Silber getriebene Künstlerpokal. Als überall in Deutschland die neue Zeit nach ihrem eigenen Ausdruck rang, fehlten bei uns die Künstler, die ihn gefunden hätten.

Nicht so in Kopenhagen. Seit den achtziger Jahren haben sich auch dort die Künstler vom Bildermalen an sich losgesagt und sich der schmückenden Aufgaben bemächtigt.

Was sie erreicht haben, lehrt ein Beispiel, die Entwicklung der Porzellanmanufaktur. Seit sie die Wiederholung des ewig Dagewesenen aufgegeben und sich die Modelle zu ihrer Tierplastik

von begabten Bildhauern und die Entwürfe für den Schmuck ihrer Vasen von Malern geholt hat, entschlossen auf den Boden ihrer Zeit tretend, hat sie alle Porzellanmanufakturen der ganzen Welt überholt und kann für ihre Niederlagen in Berlin, London und Paris, von den übrigen Städten zu schweigen, nicht Material genug beschaffen. Die Staatsmanufakturen in Berlin, Dresden und sogar in Sèvres können von ähnlichen Erfolgen nicht berichten und sind sogar gezwungen, den Typus, den die Dänen aufgestellt, nachzuahmen.

Zu diesen Erfolgen haben nicht Staatsmittel, nicht eine Schar festangestellter Künstler akademischer Beschränktheit geführt, die die Überlieferung in den Äußerlichkeiten suchen, sondern die Intelligenz unabhängiger Leiter, die die Leistungen der Manufaktur auf den Einsatz lebendiger Kräfte begründeten.

Daß zu derselben Zeit auch die Architektur und Plastik in Kopenhagen neue Bahnen beschritt, kann kein Zufall sein. Die künstlerische Kultur, die solange nur den Malern eigen war, beginnt nun, sich über das Bürgertum auszubreiten.

Wir haben es schwerer in Hamburg, weil uns

der Stamm ansässiger Künstler fehlt. Es muß deshalb unsere oberste Sorge sein, nach Kräften dahin zu streben, daß uns dieser unumgängliche Machtfaktor nicht länger vorenthalten bleibt.

Nur von einer kräftigen und gesund entwickelten heimischen Künstlerschaft dürfen wir erwarten, daß unsere Produktion auf allen gewerblichen Gebieten die unserer wirtschaftlichen Lage entsprechende Leistungsfähigkeit erreicht. Alle Gewerbeschulen, die der Staat nach dem üblichen Schema einrichtet, können zu diesem Ziele nicht führen. Das beweist nicht nur die Entwicklung in Hamburg. Nur aus einer gedeihlichen künstlerischen Produktion kann die dekorative Kunst ihre Kraft saugen, nur Künstler taugen zu Führern des Handwerks.

Und nur von ihnen kann eine wirkende Beteiligung der ganzen Bevölkerung angeregt werden. Die Teilnahme an der lebendigen Produktion, das Mitschaffen angeregt durch das Miterleben, Stolz und Ehrgeiz auf die heimische Leistung sind die Faktoren, die wir brauchen. Alles andere kommt dann von selber: die Lust zum Sammeln, die Erziehung durch den Umgang mit dem Kunstwerk im eigenen Besitz.

Auch bei der Verbindung mit den besten deutschen Meistern, ohne die wir selbst bei stark entwickelter heimischer Produktion nicht auskommen, können wir einen heimischen Künstlerstand, der auch im übrigen Deutschland in Ansehen steht, nicht entbehren. Wenn wir es wollen und verstehen, können wir aus uns heraus dasselbe wie Kopenhagen.

Das letze Jahrzehnt hat auch bei uns überall die Keime aus dem Boden gelockt. Wir haben eine Anzahl versprechender jüngerer Künstler, eine heimische Schule für die neuen Talente hat sich im Anschluß an eine bedeutende Lehrkraft gebildet, zahlreiche Sammler und Kunstfreunde sind aufgestanden: möge das alles nicht wieder, wie so oft schon, beim bloßen Anlauf bleiben.

Hier kann die Tätigkeit des Bürgers einsetzen, der sich seiner Pflicht gegen Mitzeit und Zukunft bewußt ist, und er braucht nicht zu fürchten, daß in jedem einzelnen Falle große Aufwendungen nötig sind. Hier liegt auch eine Aufgabe des Staates, der für die niedere Erziehung unendliche Opfer gebracht, und auch für die Zukunft festgelegt hat. Was er damit erreicht, bleibt unfruchtbar, so-

lange der notdürftig unterrichteten Masse, die durch die Volksschulen und die Gewerbeschulen geht, die Führer nicht erzogen werden. Diese sind das Wertvollste, denn sie leisten eine Arbeit von unberechenbarer Wirkung und unberechenbarem Wert, weil ihr Wesen Qualität ist. Jede Qualität die die niedere Arbeit haben kann, stammt aus der der Führer.

Aus langer Erfahrung vermögen wir in Hamburg die Qualität der Arbeit im kaufmännischen Betriebe sehr wohl zu würdigen. Jeder Kaufmann weiß, daß ihm keine Aufwendung zu hoch sein darf, wenn es gilt, einen Menschen zu fesseln, der nicht nur mechanische Arbeit leisten kann sondern Ideen und Energie entwickelt. Der Rückschluß auf die übrigen Lebensgebiete sollte nicht schwer fallen.

Die Stadtgemeinde von Kopenhagen hat wie die jeder Landeshauptstadt ein anderes Leben als die von Hamburg, die allein und souverän dasteht, während die der Landeshauptstädte mit vielen andern Mächten den Boden und die Wirksamkeit teilen müssen.

Was wird den Landeshauptstädten nicht alles durch den Staat abgenommen. Was fließt ihnen an Kräften aller Art zu in den höchsten Regierungs- und Verwaltungsorganen des Staates, im Hochschulwesen, in der Wissenschaft, in der Literatur, in der Kunst. Kopenhagen lebt nicht nur als Stadtgemeinde, es ist das eigentliche Lebensorgan eines energischen Staatswesens. In Kopenhagen denkt, dichtet und bildet Dänemark, und Kopenhagen denkt, dichtet und bildet für Dänemark. Das Land hat kein anderes Werkzeug dafür.

Diese Qualität fehlt Hamburg, in ihm denkt, dichtet und bildet keine Blütenlese der feinsten Geister eines ganzen Volkstums. Es ist auf sich selbst und die nächste Umgebung angewiesen.

Was die Stadtgemeinde in Kopenhagen für kulturelle Zwecke tut, ist sehr schwierig zu beobachten. Ich habe mir dazu, so sehr es mich gelockt hätte, nie Zeit nehmen können. Dem Fremden, der Kopenhagen durchwandert, scheint alles Wesentliche der Staat zu tun. Die Stadtgemeinde hat kein eigenes Museum, ihre Schulen und Verwaltungsgebäude fallen nicht, wie in neuerer Zeit in Berlin, durch künstlerische Absichten

auf, wenigstens nicht in den Stadtteilen, die der Fremde besucht, wenn er die Museen studiert. Die Stadtgemeinde Kopenhagen scheint keine Kunstwerke zu erwerben, jedenfalls nicht für ein eigenes Museum. Ihre eigene Geschichte stellt sie nicht dar, oder dies städtische Museum müßte mir entgangen sein. Man sollte freilich annehmen, daß für ein solches Museum Interesse vorhanden wäre oder erweckt werden könnte. Es ist für eine Stadt wie Kopenhagen geradezu eine Notwendigkeit, denn die Entwicklung des Stadtplans, die doch jeder Kopenhagener irgendwo durch die Anschauung müßte kennen lernen können, läßt sich nur aus Büchern studieren, die nicht jedem zugänglich sind. Auch der Fremde vermißt eine solche Anstalt — nicht wegen der Schaustellung von Kopenhagener Privataltertümern sondern wegen des Saales, in dem an großen klaren Plänen die Entstehung und Wandlung des Stadtbildes studiert werden kann, wegen der Säle mit den Aufnahmen der städtischen Architektur durch die Jahrhunderte.

Diese städtischen Museen, deren Notwendigkeit für die Erziehung des Interesses, die die ganze

Bevölkerung an der Stadt nehmen sollte, dringender nötig sind als allerlei andere Sammlungen, stecken im Verhältnis zur Entwicklung der übrigen Museen fast überall noch in den Kinderschuhen.

Auch in Hamburg haben wir es und haben es nicht. Begeisterte Freunde der hamburgischen Geschichte haben es gegründet. Es besteht lange Zeit, länger als die meisten andern Sammlungen, und es erstickt in engen, dunkeln Räumen. Die Bibliothek, die dazu gehörte, wird getrennt aufbewahrt, das Münzkabinett befindet sich in der Kunsthalle, die Bildnisse, Stadtansichten und Pläne liegen in den Mappen des Vereins für Hamburgische Geschichte, große und wichtige, für Hamburg unentbehrliche Privatsammlungen werden aufgelöst, ohne daß ein Museum für hamburgische Geschichte sich seinen Anteil sichern kann. Als der Senat das provisorische Rathaus in der Admiralitätstraße, das alte Waisenhaus, ein vornehmes Stück alter bürgerlicher Architektur verließ, hätte erwogen werden können, ob nicht dort eine würdige Unterkunft für ein hamburgisches Geschichtsmuseum zu schaffen gewesen wäre, dessen reicher Inhalt längst vorhanden ist. Selbstverständlich kostet es Opfer, aber sie wären

sicher nicht vergebens gebracht. Wie stark die Bevölkerung sich für das in elenden Räumen untergebrachte Museum interessiert, beweist der Besuch, der selbst an dunkeln Wochentagen im Winter sich auf Hunderte beläuft. Für die Erweckung und Belebung des Heimatsgefühls, das sich auf der eingehenden Kenntnis der Entwicklung aufbaut, umsichtig zu sorgen, gebietet die politische Vernunft. Was wird aus unserm Gemeinwesen, wenn wir nicht Hamburger erziehen?

Das einzige Gebäude in Kopenhagen, in dem sich dem Fremden, ohne daß er zu suchen braucht, sichtbar ein Wille der Stadtgemeinde ausspricht, ist das neue Rathaus. Wer seine vornehme Anlage prüft und auf Erkundigung erfährt, wie langsam es gebaut worden und wie langsam und vorsichtig die innere Ausstattung hergestellt wird, steht unter dem Eindruck, daß in diesem Punkt die Kopenhagener Stadtgemeinde gut beraten ist, und daß die künstlerische Kultur, die das Künstlertum geschaffen hat, allmählich auch die leitenden Kreise des Bürgertums befähigt hat, zu verstehen, wo in der Kunstpflege der Stadtgemeinde die Probleme und die Aufgaben liegen.

Wenn wir ehrlich sein wollen, müssen wir uns gestehen, daß wir es in Hamburg erst zu ahnen beginnen.

Woher hätte bei uns auch die Einsicht kommen sollen?

Wenn man in Hamburg über diese Dinge spricht, pflegt sofort der Verdacht zu entstehen, es solle für eine bestimmte Kunstrichtung, für irgend eine Abart des modernen Stils gefochten werden.

Man sagt sich nicht, daß ein solches Beginnen Torheit wäre, daß damit der Teufel durch Beelzebub ausgetrieben würde, daß es bei der Organisation der künstlerischen Tätigkeit der Stadtgemeinde absolut nicht auf das künstlerische Bekenntnis sondern auf die künstlerische Kraft ankommt, die zum Schaffen berufen wird, und auf die Einsicht der Behörden, die künstlerischen Probleme in ihrer Natur und in ihren Folgen zu begreifen.

Wo wir uns aufstellen, diese Zustände bei uns daheim und auswärts zu beobachten, immer treffen wir im Kern die Fragen, ob bloße Verwaltung, ob auch Regierung, und wie in der modernen Stadt

die Kräfte, die leiten sollen, zu erziehen sind, daß sie nicht nur verwalten sondern auch regieren können, nicht nur aufarbeiten sondern vorschauen.

Hamburg hat vor den meisten andern deutschen Großstädten und vor Kopenhagen, wo die Qualität der Landeshauptstadt vor den Riß tritt, Anlaß, sich den Fragen der kulturellen Erziehung leitender Kräfte zuzuwenden. Nicht in dem Sinne natürlich, daß etwa angestrebt würde, hervorragende Kräfte aus dem praktischen Leben loszulösen und sie auf die Ausübung der Regententätigkeit vorzubereiten, sondern durch Schaffung von Möglichkeiten, dem Kaufmann, dem Industriellen, dem Juristen, kurz allen denen, die in Senat und Bürgerschaft zu verwalten und zu regieren berufen sind, die tiefere Einsicht zu gewähren, damit es nicht ganz vom Zufall abhängig bleibt, ob der einzelne, der mitbestimmen soll, Zeit und Gelegenheit gehabt hat, sich die Einsicht zu erwerben.

Es ist im letzten Jahrzehnt schon manches dafür geschehen, anderes ist im Werk, aber das Problem muß immer vor unsern Augen stehen. Wir

besitzen das Selbstbestimmungsrecht: noblesse oblige.

Wir haben in Hamburg in der letzten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts eine große Zahl von Sammlern gehabt, nicht so viele wie nach Ausweis der Auktionskataloge im achtzehnten Jahrhundert und bis zur Mitte des neunzehnten, wo Hamburg einer der größten deutschen Kunstmärkte war. Harzen und Commeter, die Gründer des Kupferstichkabinetts der Kunsthalle, waren noch Kenner und Forscher von europäischem Ruf, und aus Vermächtnissen von Kunstfreunden setzt sich ein beträchtlicher Teil unserer Galerie zusammen.

Aber mit Ausnahme der beiden großen Kunsthändler, die durch das Vermächtnis auch ihres Vermögens das Institut, das sie gegründet haben, dauernd in ihrem Sinne entwicklungsfähig halten, hat keiner unserer Kunstfreunde eine Wirksamkeit gesucht wie in Kopenhagen am Ende des neunzehnten Jahrhunderts zwei Mäcene, die fast die einzigen Sammler großen Stils im ganzen Norden gewesen sind, mit Ausnahme Fürstenbergs in Schweden.

Sie gehören nicht den Kreisen an, die im achtzehnten Jahrhundert in Kunst lebten, sondern den neuen Schichten des Bürgertums, der eine, Herr Hirschsprung, ist Tabakshändler, der andere, weltbekannte, Herr Jacobsen, ist Bierbrauer. Im achtzehnten Jahrhundert hätten sie Moltke, Schimmelmann oder Bernstorff geheißen.

HIRSCHSPRUNG UND JACOBSEN

Von der Sammlung Hirschsprung hat man in Deutschland noch nicht viel gehört. Sie bildet einen Typus für sich, den wir nicht haben, und der uns noch nötiger gewesen wäre als Kopenhagen.

Als die Nationalgalerie in Kopenhagen von den heimischen Künstlern der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts noch keine ausreichende Vorstellung geben konnte, hatte Herr Hirschsprung sich vorgenommen, sie zu sammeln, und da er der einzige war, gelang es ihm, so ziemlich alles zu vereinigen, was überhaupt zu erlangen war. Vor einigen Jahren war seine ganze Sammlung in der Akademie ausgestellt. Es ist eine große und überaus anziehende Galerie. Der Besitzer hat es über sich gewonnen, sie mit einem der feinsten Kenner der dänischen Kunst, Professor Emil Hannover, auf die Wertigkeit der einzelnen Bilder durchzugehen und hat auf dessen Rat nahezu ein Zehntel entfernt. Dann hat er sie der Stadt Kopenhagen zum Geschenk angeboten

unter der Bedingung, daß ein eigenes Museum dafür gebaut würde. Die Stadt hat darauf weder mit Ja noch mit Nein geantwortet, und nun steht die schöne Sammlung seit Jahren verpackt und es ist die Frage, ob sie diese Zeit ohne Schaden überstehen wird. Vielleicht hätte Herr Hirschsprung besser getan, an das Anerbieten, wie es seine Freunde ihm geraten, keine Bedingung zu knüpfen. Die Stadt hätte die Sammlung nicht ausschlagen können, und die würdige Aufstellung wäre selbstverständlich gewesen.

Was Hirschsprung geleistet, hat in Deutschland kein Seitenstück. Es ist mir nicht bekannt, daß in Berlin, Dresden, München oder irgendwo ein Sammler sich die Aufgabe gestellt hätte, in einer geschlossenen Sammlung eine Darstellung der heimischen Kunst zu geben. Und da die Museen es bisher ebensowenig getan haben, so ist uns die deutsche Kunst des neunzehnten Jahrhunderts ein Buch mit sieben Siegeln.

Der Brauer Jacobsen nimmt in Kopenhagen eine Stellung ein, die kein Privatmann irgendwo in Europa inne hat.

Es wäre sehr anziehend, zu erfahren, welche äußere Einflüsse die besondere Art seiner Tätigkeit bestimmt haben. Mir ist nichts näheres darüber bekannt geworden, Kopenhagener Freunde, die ich fragte, wußten mir nicht recht Auskunft zu geben.

Die Richtung auf philanthropische Ziele unter besonderer Berücksichtigung künstlerischer und wissenschaftlicher Aufgaben hat Herr Jacobsen schon von seinem Vater geerbt, der den neunjährigen Knaben 1851 auf eine Reise nach Deutschland und Italien mitnahm und ihn in alle Museen einführte. Später hat der ältere Jacobsen der dänischen Gesellschaft der Wissenschaften seine berühmte Brauerei Alt-Carlsberg vermacht, aus deren Erträgnissen das 1859 abgebrannte Schloß Fredericksborg wieder aufgebaut und eingerichtet wurde. Noch immer werden aus dem Alt-Carlsbergfonds neue Erwerbungen für das Museum dieses Schlosses gemacht. Unter den wissenschaftlichen Arbeiten aller Art, die aus diesen Mitteln sonst noch bestritten werden, kennt man in Deutschland durch häufige Nachrichten in den Tagesblättern besonders gut die Ausgrabungen auf

Rhodos. Durch die Namen verführt, pflegt man in Deutschland die Leistungen des Vaters auch wohl dem Sohne zuzuschreiben.

Der jüngere Jacobsen, der 1868 in München sein Fach studierte, erhielt in den siebziger Jahren vom Vater eine eigene Brauerei, das berühmte Ny-Carlsberg, und von diesem Augenblicke an hat er begonnen, dem Vorbilde seines Vaters nachzustreben.

Wenn ich mir aus den Bruchstücken, die ich beobachtet habe und nach dem persönlichen Eindruck, ein Bild machen darf, so steht im Mittelpunkt seines ganzen Wirkens ein glühender, zu jedem Opfer fähiger Patriotismus.

Er wird die schweren Enttäuschungen seines Vaterlandes wie ein persönliches Leid durchlebt und vielleicht noch herber als ein solches empfunden haben. Dann, als Dänemark sich auf sein eigenes Sprachgebiet beschränkt sah, hat er zu den Männern gehört, die sich entschlossen, in dieser Beschränkung das Höchste zu erstreben. Wir haben mit Staunen und Hochachtung verfolgt, wie das dänische Volk, von Deutschland ohne Brücke getrennt, sich nun zum erstenmal ganz auf sich

selbst stellte und eine national-dänische Kultur entwickelte. Bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts war der Zusammenhang mit der deutschen Kultur sehr eng, und das eigentlich Dänische, das seit dem siebzehnten Jahrhundert hie und da vorspukte, war nicht ungehindert zur Entfaltung gekommen. Mit einem Schlage war es dann da, wie von einem Bann erlöst, und äußerte sich auf allen Lebensgebieten. Die Zeit war endgültig vorüber, wo dänische Dichter und Schriftsteller zugleich auch der deutschen Literatur angehörten, wo dänische Künstler in der deutschen Kunstgeschichte mitaufgeführt werden konnten.

Jacobsen gehört in eine Reihe mit den bedeutenden Gestaltern von Literatur, Kunst, Landwirtschaft und Handel des heutigen Dänemark.

Es ist schon aus politischen Gründen zu verstehen, daß er sich, wo er über die dänischen Grenzen hinaussah, nach Frankreich und nicht nach Deutschland wandte. Es kam nun hinzu, daß die französische Kunst der Welt gerade im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts ein neues Evangelium verkündigt hatte, das des Impressionismus, und daß die künstlerische Jugend der Kul-

turländer Europas und Amerikas sich eine Generation hindurch in der Kunstsprache der Franzosen ausdrückte. Auch die dänische Jugend hatte sich nach Paris gewandt, und die Schulen, die sie, zurückkehrend, in Kopenhagen auftat, waren Filialen der Pariser Anstalten. Auch ohne den politischen Untergrund hätte ein Mann in der Lage und mit den Absichten Jacobsens sich von Kopenhagen aus nur nach Paris wenden können.

Aber er ist von einer Anlehnung an Frankreich nicht ausgegangen. Sie trat erst spät und zu ihrer Stunde ein. Man könnte sie streichen, ohne daß seine Wirksamkeit ein wesentlich anderes Gesicht erhielte.

Seine Vorliebe für die Skulptur hat ihn zu den Franzosen hingeführt, sie hat sich nicht an ihnen entzündet, denn sie war früher da, eine seltene Neigung in unserer Zeit, die der Plastik sonst so kühl gegenübersteht — der Bildhauer*kunst* versteht sich, die Bildhauerei hat es so lange die Welt steht nicht besser gehabt als heute —. Jacobsens Neigung zur Skulptur mag vielleicht von Thorwaldsens Einfluß herrühren. Es läßt sich wohl denken, daß in Kopenhagen ein junger Mensch, der

künstlerische Neigungen hat, nach der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts in dem volkstümlichen Heros, der unter dem grünen Efeu im Hof seines Museums schläft, eine Wendung für eine Lebensaufgabe erfährt. Von Dr. Beckett erfuhr ich, daß Herr Jacobsen als Kind schon das Thorwaldsen-Museum auswendig wußte.

In München, wo er die Brauerei studierte, hat er offenbar weitere Anregungen von der Glyptothek erfahren, wo er ja in den Restaurationen der Ägineten wiederum die Spuren Thorwaldsens traf. Nachher hat er in Kopenhagen seinen Skulpturensammlungen den griechischen Namen gegeben, der aus der Münchner Sammlung ein so fremdartig Wesen macht. Glyptothek, das klingt, als wäre es nicht aus unserer Welt und unserer Zeit.

Zurückgekehrt nach Kopenhagen hat er gesammelt, was von Thorwaldsen noch nicht ins Museum gelangt war, alle Zeichnungen, alle Skizzen, alle Entwürfe in plastischem Material. Und als eine Ergänzung hat er von Werken der dänischen Zeitgenossen Thorwaldsens zusammengebracht, was zu erlangen war, immer mit besonderer Vorliebe für die Festlegung der ersten Inspiration.

Was er nun alles geschaffen und gefördert hat, läßt sich kaum überblicken. Er dürfte selber kaum wissen, welche Summen er aufgewandt hat seit den fünfundzwanzig Jahren. Man schätzt sie auf gegen sechs Millionen.

Ausgang der siebziger Jahre begann er mit der Erwerbung einzelner Bilder und Skulpturen französischer Künstler wie Dubois, Delaplanche, Gautherin. Schon 1882 baute er für seine Sammlung einen Saal in Ny-Carlsberg, und zur selben Zeit trat er als Förderer großen Stils in das Kunstleben Kopenhagens ein. An Thorwaldsens Geburtstag (dem 19. November) machte er eine Stiftung von 100000 Kronen, der er den Namen seiner Frau Albertina gab. Aus den Zinsen sollen Bildwerke für die öffentlichen Anlagen der Stadt Kopenhagen erworben werden. Die Bronzegüsse nach antiken Skulpturen, die in den Parks auf dem Boden der alten Wälle stehen, stammen aus dieser Stiftung.

Seine Sammlung auf Ny-Carlsberg öffnete er von der ersten Stunde an dem Publikum. Er vermehrte sie so rasch, daß er sie schon 1888 als umfangreiches Museum dem Staate überweisen

konnte. Im demselben Jahre veranstaltete er die berühmt gewordene Ausstellung französischer Kunst in einem besonderen Ausstellungsbau. Diese Ausstellung ist mir persönlich in lebendigem Andenken, denn auf ihr lernte ich zuerst die in Deutschland ganz unbekannt gebliebene, in Frankreich noch wenig beachtete französische Medaillenkunst von Roty und Chaplain kennen, und da ich damals, eben nach Hamburg zurückgekehrt, mit der Untersuchung der Ansatzpunkte für eine wurzelhafte Entwicklung des örtlichen Kunstschaffens beschäftigt war und eben das alte Medaillenwesen des hamburgischen Staates studiert hatte, faßte ich dort den Entschluß, eine Sammlung moderner französischer Medaillen und Plaketten anzulegen als Anregung für unsere Kunstfreunde und Künstler.

Ein Jahrzehnt später wurde das große Museum für moderne Skulptur und Malerei „Ny-Carlsberg Glyptothek" in Kopenhagen mit einer glänzenden internationalen Ausstellung eröffnet.

Unterdes hatte Herr Jacobsen mit Hilfe einer Schar von Archäologen seine große Sammlung antiker Originalwerke angelegt, die mittlerweile

die größte Privatsammlung Europas geworden ist. Er hat auch diese Sammlung bereits seinem Vaterlande gestiftet, in zwei Jahren (1906) soll das dafür errichtete Museum eröffnet werden.

Wie alle diese Sammlungen bestimmt sind, die öffentlichen Museen des dänischen Staates, die wesentlich auf dänische Kultur und Kunst beschränkt sind, zu ergänzen durch antike und modern-europäische Kunst, so hat er auch das Kunstgewerbemuseum, das neben den historischen Sammlungen dänischer Kunst die ausländische Kultur berücksichtigen soll, durch eine Stiftung von 100000 Kronen, den Ny-Carlsbergsfonds, bereichert.

Daneben legte er den Grund zu einem umfassenden Museum von Gipsabgüssen, die er dem Staat überwies, und zu deren Direktor er ernannt wurde.

Im Laufe der Zeit entstanden in seinem Auftrage verschiedene Denkmäler, das von Asmus Carstens, das Huitfeldmonument u. a. m., sowie andere Bauwerke, wie die Kirche zu Valby, Gruftkirche der Familie Jacobsen, das Doppeltor und der Turm von Ny-Carlsberg.

Am Stiftungstage des Carlsbergsfonds, den sein

Vater der Gesellschaft der Wissenschaften über- überwiesen hatte, schenkte er schließlich zu dessen Vermehrung am 25. September 1903 die Brauerei Ny-Carlsberg, deren Erträgnisse künstlerischen Zwecken dienen sollen.

Alle diese Geschenke und Stiftungen geschahen in seinem Namen und dem seiner Gemahlin, die seine Interessen teilte.

Ich habe nicht alles aufgezählt. Besonders müßten noch die großen Bildnisaufträge erwähnt werden, die den bedeutendsten dänischen Malern ermöglichten, sich in monumentalen Leistungen auszusprechen. Und es darf nicht vergessen werden, daß er über diesen Aufwendungen für Kunst in jeder Gestalt auch die Fürsorge für die Arbeiter seiner großen Brauerei nicht vernachlässigt hat. Schon 1889 wurden die zur Brauerei gehörigen Arbeiterwohnungen vollendet.

Die Grundlagen für diese Übersicht verdanke ich einem Kopenhagener Gelehrten.

Sammler wie Hirschsprung können überall als Vorbild aufgestellt werden, Sammler wie Jacobsen

kaum. Er hat sich als in seiner Art einzig bewährt, was er geschaffen, läßt sich nicht nachmachen.

Aber wenn nicht ein Vorbild, wird er doch immer einen Maßstab abgeben müssen, an dem jeder, der über sein Bedürfnis hinaus gesegnet ist, seine Leistungen für das öffentliche Wohl prüfen mag.

Wir haben in Hamburg sehr wenige Vermögen, die Aufwendungen ähnlicher Art gestatten würden. Aber die große mittlere Wohlhabenheit würde jeden Augenblick durch Zusammenschluß der Kräfte zu sehr hohen Leistungen stark machen.

Die wirtschaftliche Kraft, über die wir verfügen, ist bisher weder der heimischen, noch der allgemein deutschen Kunst — ich beschränke mich auf dies Gebiet —, recht zu gute gekommen. Was wir durch unermüdete Arbeit gewinnen, bleibt ein Besitz der toten Hand, solange es uns nur dazu dient, ein Leben mittlerer Behaglickeit zu führen.

Daß wir von heute auf morgen unser Leben anders einrichten sollten, ist nicht denkbar.

Die äußeren Formen sind nie etwas anderes als der Ausdruck des Bedürfnisses.

Bei der Pflege edler und höherer Bedürfnisse

an uns selbst und an dem kommenden Geschlecht müssen wir einsetzen. Dann kommt alles von selbst. Dann werden wir nicht dulden, daß unsere herrliche Stadt fernerhin Gefahr läuft, verballhornt zu werden, dann wird der Staat in allem, was er baut und bildet, Rücksicht zu nehmen haben auf eine gesteigerte Anteilnahme, eine verfeinerte Empfindung, ein gerechtes weil sachliches Urteil, dann wird jede große künstlerische Begabung, die uns zuwächst, als ein Schatz gehütet werden, und für unsere Bauten und Sammlungen werden wir den Ehrgeiz haben, die edelsten Kräfte, die Deutschland hervorbringt, an uns zu fesseln, und es wird keinen bedeutenden Künstler geben, dessen Entwicklung nicht auch von Hamburg durch große Aufgaben gefördert würde.

Wie viel heißer und tiefer könnte ein Hamburger Kind seine Heimat lieb haben, mit wie heller Begeisterung sich für sie einsetzen, wenn es noch etwas anderes zu lieben gäbe als die Schönheit der Landschaft, die durch Unverstand und Kulturfremdheit der Bewohner schon so sehr zu Schaden gekommen ist; etwas anderes als die großartigen Bilder des Hafens und die Schönheit

der Gärten und der Flußufer, wenn die Häuser und Monumentalgebäude nicht nur ausnahmsweise sondern in der Mehrzahl als ein gemeinsamer Besitz an Kunstwerken empfunden würden, wenn in den Staatsgebäuden und Museen die edelsten Schöpfungen unserer Stadt und unseres Volkes als ein allen bekannter und bewußter Schatz daständen, wenn bei uns der Ehrgeiz eine Triebfeder bildete, unsere herrliche Vaterstadt von Geschlecht zu Geschlecht reicher auszustatten und edler zu schmücken.

Auf der Grundlage einer solchen Liebe würde im Leben jedes einzelnen der Wunsch erstehen, an dem Ausbau des gemeinsamen Besitzes nach seiner Kraft mitzuarbeiten und die Stelle zu suchen, wo er allein oder im Verein mit Gleichgesinnten einsetzen könnte.

SPAZIERGÄNGE

Die „Hamburg" ging vor dem Yachthafen vor Anker. Am Ufer erhob sich ein zierliches Gebäude mit kuppelgekrönten Pavillons und großen Fenstern vor der dichten Laubwand. Das war der Königliche Yachtklub.

Unsere flinke Barkasse trug uns an die Landungsbrücke der nebenangelegenen Quarantänestation. Ohne große Schwierigkeit wurden die vorgeschriebenen Formalitäten von den höflichen Beamten erledigt, und wir konnten uns in den Yachtklub begeben, wo wir Briefe zu finden hofften.

Während wir auf der Quarantänestation warten mußten, hatten wir das Gebäude schon genau angesehen und hatten vom Beamten, der sich zu uns gefunden, den Namen des Architekten, Koch, erfahren.

Es ist ein höchst bezeichnendes Werk unseres Zeitalters.

Wenn man im achtzehnten Jahrhundert einen solchen Pavillon zu bauen gehabt hätte, so würde man ihn koloristisch angelegt haben über einem Grundriß, der dem Zweck entsprochen hätte.

Vielleicht wäre man auf die Idee gekommen, ein Schiff in die Wetterfahne zu setzen. Auf Dächern oder Wänden irgend welche Symbole anzubringen, die auf die Bestimmung des Pavillons hindeuteten, hätte kaum den Gewohnheiten entsprochen. Man behielt sich dergleichen für das Fürstenschloß, für Kirche und Rathaus, vielleicht für ein Zeughaus wie das in Berlin vor, immer für Ausnahmefälle und für monumentale Massen.

Der Königliche Yachtklub in Kopenhagen ist nun ein Bilderbuch, aus dem man ablesen kann: Meer, Segeln, Gefahr, Fortsetzung des Vikingertums.

Zwei runde Pavillons mit gekröntem Kuppeldach, dazwischen ein verbindender Mittelbau. Die Pavillons sind fast, aber nicht ganz gleich groß — was dem natürlichen Gefühl nicht recht eingeht; so baut ein Neugotiker. Das achtzehnte Jahrhundert hätte dies nicht verstanden. Auf dem Dachfirst rekeln zu beiden Seiten zwei Walrosse aus Zink, die Knöpfe dazwischen lösen sich aus der Nähe gesehen in Seehundsköpfe auf. Ein Fries um die Dächer der Pavillons besteht aus Fischen, wie man sie aus Schieferstücken mit

Schuppen und Flossen zusammensetzen kann. Die Füllungen aller Wände sind mit Szenen aus Vikingersagen bedeckt, die wir nicht zu enträtseln vermochten, in derber Kraft und mit starker Stilisierung geschnitzt. Überhaupt, wo es nur möglich ist, einen Schmuck anzubringen, hat man es getan. Doch das Ganze wirkt eigentlich nicht unruhig. In der Symbolik, die überall verschwenderisch ausgeschüttet worden, hat es etwas von dem, was man in Frankreich als besonders deutsch empfindet, statt des bloßen Vergnügens an der Erscheinung (woran noch das achtzehnte Jahrhundert genug hatte) der Drang nach bedeutungsreichem Schmuck.

Dem Hamburger fällt als Gegensatz zu diesem modernen Gebilde, das dem Gefühl unserer Jugend entspricht, das alte Baumhaus in Hamburg ein, das einem ähnlichen Zweck diente. Es war ein herrliches Stück zweckmäßiger Architektur ohne überflüssiges Ornament, ganz ohne die am Pavillon des Kopenhagener Yachtklubs beliebte Symbolik und doch ein völlig abgeschlossener Ausdruck seines Zwecks.

Daß es verschwinden mußte bei der Umge-

staltung des Hafens ist ein großes Unglück für uns. Die Abbildungen können es nicht ersetzen, wenn wir auch eine (jetzt im Besitz der Kunsthalle) von großer Treue und Schönheit besitzen in dem Gemälde von Valentin Ruths, aus dem Jahre 1850.

Ein Erdgeschoß auf kräftigem zum Teil freistehenden Pfahlrost, ein erster Stock, beide mit schönen hohen und breiten Fenstern, darüber das Dach. Aber die First bis tief herab weggeschnitten, und auf der so gewonnenen Fläche ein Pavillon errichtet mit einer Terrasse davor. Hier in diesem Pavillon hielten sich, wenn der Wind umgesprungen war, die Reeder auf, und von dem Balkon davor sahen sie ihren Segelschiffen entgegen, die bei günstigem Winde die Elbe heraufkamen.

Erdgeschoß und erster Stock waren Restaurant. In dem Pavillon auf dem Dach, der nicht aufgesetzt sondern herausgewachsen wirkte, hatte der Hamburger Künstlerverein seine Versammlungen, wie sie auf dem Bild in der Kunsthalle 1840 Günther Gensler gemalt hat.

Innen enthält der Königliche Yachtklub das übliche Restaurant und — im ersten Stock — die Klub-

räume. Schmuck und Ausstattung wieder sehr reich, aber bei weitem nicht so banal wie in Deutschland die Regel. Das Holzwerk der Decken sehr viel angenehmer und nobler im Ton, auch nicht so unerträglich blank wie bei uns das gebeizte lasierte Holz behandelt wird. Im Hauptraum ein Fries von halbierten Yachtmodellen der letzten zwanzig Jahre, von dem schwerfälligen plumpen Breitboot bis zu dem neuesten Typ, der in seiner Schlankheit und der sachlichen Bewegung seiner Formen etwas vom Fischleibe hat.

Ein Vergleich mit dem Kaiserlichen Yachtklub in Kiel konnte nicht zu dessen Gunsten ausfallen.

Von den Fenstern der Klubzimmer die schönsten Blicke über die See und auf den allerliebsten kleinen Yachthafen. Durch die Freihafenanlage ist die schöne alte Strandpartie der Langen Linie, der Stolz Kopenhagens, gänzlich verändert oder besser zerstört, die Verbindung der Stadt am Strand entlang mit den Vororten nach Klampenborg zu überhaupt unterbrochen.

Am ersten Tag fuhren wir mit der Barkasse ins Innere der Stadt, am nächsten gingen wir zu Fuß durch das Adelsviertel hinein.

Beide Male hatten wir den überwältigenden Eindruck von der brutalen Macht, mit der die Bedürfnisse des Handels die stille Welt der Königsstadt bedrängt, die ja nun nicht mehr am äußersten Ende der Altstadt, sondern zwischen Stadt und Freihafen liegt.

Als wir zu Wasser vorbeifuhren, hatten wir uns auf den Moment gefreut, wo wir den Durchblick vom Hafen über den Amalienplatz nach der zierlichen vergoldeten Kuppel der Marmorkirche genießen sollten. Aber es hatte sich gerade ein großer amerikanischer Dampfer vor diesen königlichen Prospekt gelegt und deckte mit seinem schwarzen Riesenleib alles zu.

Als wir am nächsten Tag zu Fuß vorübergingen, lasen wir in der vornehmen alten Straße hinter dem heutigen Königspalast, in der früher Adel und Würdenträger wohnten, auf den Schildern die Namen der Kaufleute, die sich hier, weil dem Freihafen nahe, angesiedelt hatten. Wenn heute der König die Christiansburg, das alte Königsschloß im Herzen der Stadt, wieder aufbauen ließe und bezöge und gäbe seinen jetzigen Wohnsitz auf, morgen wäre er ein großes Kontorhaus.

Kopenhagen hat etwas Märchenhaftes. Kommt es, weil es durch Andersen geweiht ist, oder liegt nicht auch in seiner Anlage und seinen Bauten ein ganz phantastischer Zug? Was für eine Märchenidee, den Turm der Börse aus den umeinandergeringelten Leibern von vier Ungeheuern zu bilden, oder den Turm der Erlöserkirche mit einer außen umlaufenden Wendeltreppe zu umgeben? Wie fremdartig sondert sich die Burginsel durch den breiten Kanal ab, der sie umgibt, und wie schaurig ragen die Trümmer des gigantischen Königsschlosses auf dieser Burginsel in die Lüfte.

Auch im alten Hafen hat alles einen phantastischen Zug, drei künstliche, befestigte Inseln im Meer tragen in Erinnerung an die Zeit, wo der König von Dänemark die drei nordischen Kronen auf seinem Haupt vereinte, den Namen Dreikronen. Weit draußen im Sund ist eine neue Festungsinsel auf dem Mittelgrund aufgetaucht, wo sie das ganze Fahrwasser beherrscht. Dann die alten Hafenanlagen mit ihren gewaltigen alten Speichern — so können Speicher aussehen! —, die vielen Meerarme wie Kanäle in der Stadt, bald Hamburg, bald Amsterdam, bald Venedig, der

träumerische Park von Rosenborg, die geheimnisvolle Zitadelle — ist es ein Wunder, daß hier Märchen wachsen?

Was ist die Stadt erst dem Dänen, dem jeder Stein lebendige Geschichte erzählt von Menschen und Geschehnissen, zu denen er in Liebe oder Haß Stellung genommen hat. Wir können keine deutsche Hauptstadt nennen, die in demselben Maß nationale Geschichte kondensiert wie Kopenhagen.

Auch in Kopenhagen ist das alte Stadtbild mitten in der Umwandlung begriffen. Überall im Kern der alten Stadt sind alte Baublöcke eingerissen und mit großen, viele Bauplätze zusammenfassenden Neubauten bedeckt, meistens Hotels und Warenhäusern. Der in Hamburg so bedeutsam entwickelte Typus des Kontorhauses scheint noch nicht zu existieren.

Die großen Bauten der letzten Jahrzehnte erinnern im Guten und Bösen am meisten an Berliner Vorbilder. Der früher hie und da fühlbare Zusammenhang mit Paris tritt dagegen zurück.

Die jüngsten Neubauten haben jedoch schon eine andere Anlehnung gefunden, die ältere däni-

sche Architektur, und es scheint sicher, daß die weitere Entwicklung in dieser Linie liegen wird. Für die verwandten Bestrebungen in Hamburg ist es eine Stärkung zu beobachten, wie man auch in Kopenhagen zu demselben Ergebnis gekommen ist. Mit einem Schlage ist man hier die „Fassade" losgeworden, die, mit ornamentaler Architekturanklebung beladen, alle Ruhe und Geschlossenheit aufgegeben hatte. Die Neubauten zeigen wieder einfache schlichte Wände mit den Fenstern als Motiv der Gliederung.

Interessant ist es, daß Hannover so wenig Einfluß gewonnen hat. Es gibt nur wenige Bauten, die ein fernes Schulverhältnis verraten. Am ehesten lassen sich schwache Erinnerungen am Neubau des Rathauses nachfühlen. Aber auch hier hat ein neuer Geist gewaltet. Keine Spielerei mit leeren Formen, keine Baukastenarbeit. In ruhiger Fläche dehnt sich die Fassade mit den großen Fenstern. Ein plastischer Hauptschmuck: die überlebensgroße, in Kupfer getriebene und reich vergoldete Statue des Gründers der Stadt, Bischofs Absalon, von zwei Pagen in einiger Entfernung flankiert. Auf der roten Fassade steht

diese Gestalt noch nicht, wie sie der Urheber berechnet hat. Nicht lange, so werden die Kupferflächen in grünem Edelrost prangen, und dann erst wird das Gold und Grün ganz zu der Fassade stimmen.

Kopenhagen hat ein im Jahre 1838, glaube ich, mit königlichem Privileg neu gegründetes Restaurant, das in seiner Art wohl einzig sein dürfte, ein Fruchtrestaurant.

Der Heiligengeistkirche gegenüber liegt es im Keller, wie die alten Hamburger Restaurants. In der Auslage leuchten alle Früchte der Jahreszeit. Unten tritt man aus dem Laden in ein behagliches altmodisches Zimmer und kann sich nach Herzenslust auftischen lassen, Früchte, rote Grütze, Erdbeeren oder Himbeeren in Milch. Sonst gibt es nichts.

Wer sich auf Reisen im heißen Sommer auffrischen will, findet hier, was er braucht. Ich war einmal durch Zufall hingeraten und fand mich nachher den ganzen Tag so frisch, daß ich von da ab täglich einkehrte und außer dem Genuß die

Wohltat eines gesteigerten Wohlbefindens davontrug.

In Deutschland habe ich die Annehmlichkeit solcher Fruchtrestaurants sehr entbehrt. Bei der Alkoholfreudigkeit unseres Volkes würde diese Einrichtung auch wohl nicht viel Erfolg haben. Wenigstens in absehbarer Zeit nicht. Aber es ließe sich denken, daß Fruchtläden sich zunächst in bescheidener Weise auf eine Verzehrung an Ort und Stelle mit den nötigen Geräten einrichteten.

Einen Abend mußten wir natürlich im Tivoli zubringen.

Es war ein schöner warmer Sommerabend. Die Plakate hatten ein Ferienfest verheißen für die Schulkinder.

Der Raum war überfüllt. Noch um elf Uhr abends wimmelte alles von größern und kleinern Kindern.

Es interessierte uns, den Typus dieses jungen Dänemark zu verfolgen und wir freuten uns an den schlanken, beweglichen Gestalten mit langen schmalen Köpfen und blonder Komplexion.

Mehr als alle Jahrmarktswunder und Konzerte zog uns eine niedrige Plattform an, auf der die Jugend tanzte. Kleine Jungen und lange Schlingel, die kaum noch auf die Schulbank passen, führten ihre Damen mit der Sicherheit, die nur die Gewohnheit geben kann. Die älteren Knaben und Mädchen waren Meister in allen figurierten Tänzen und bewegten sich so voll Musik und Tanzleidenschaft, wie Erwachsene bei uns nicht auszudrücken wagen. Wir hatten nirgend den Eindruck, daß sie für die Zuschauer tanzten. Bei allem Gewühl — es tanzten vielleicht sieben-, achthundert Kinder auf ziemlich engem Raume zugleich, so daß man nur wirbelnde Masse sah — kam doch nirgend eine Ungebührlichkeit vor, kein Drängen, kein Stoßen, und die Kleinen gerieten nie unter die Füße. Aufsicht war nicht zu merken und wäre auch wohl kaum wirksam gewesen.

Wir kehrten immer wieder zurück, um das lustige Schauspiel zu genießen.

Wie wenig hat sich unsere Erziehung mit der Frage beschäftigt, was mag das Kind gern, was wünscht es, wohin drängt seine Natur es? Körper-

liche Bewegung und Anstrengung, Wetteifer in kühnen Wagnissen und großen Kraftleistungen, rhythmische Bewegung im Spiel, das von Gesang begleitet wird, Tanzreigen und Tänze, die sie von Urzeiten her geerbt haben oder Erwachsenen absehen, das ist der Inhalt der natürlichen Gymnastik, die das Kind sich selber schafft. Wieviel davon kennt oder kannte noch vor kurzem unsere deutsche Schule? Keine Kinderrasse der Welt hätte das deutsche Turnen erfunden, wie es von Schulmeistern systematisch ausgebildet worden.

Gegen das Tanzen, wie wir es im Tivoli vor uns hatten, sind viele Einwendungen zu machen, und ich wüßte nicht, ob es geraten wäre, solche Kinderfeste bei uns einzuführen. Aber bei allen Unzuträglichkeiten und Gefahren: hier kommt Lebensfreude ans Licht. Könnten wir, was gut daran ist, in unsere Gymnastik retten.

KOPENHAGENER SAMMLUNGEN

Wir haben Kopenhagen zu genießen, nicht zu erschöpfen versucht und sind deshalb mit gutem Gewissen geschieden, obwohl wir nur genippt hatten.

Vor hundert Jahren, als schon ziemlich alle Stadtteile standen, die heute der Fremde in Kopenhagen zu besuchen pflegt, gab es dort noch kein einziges Museum. Heute besitzt die Stadt unter allen europäischen Hauptstädten das geschlossenste und folgerichtigste System von Museen aller Art, an Kunst und Kulturmuseen allein so viele, daß man sagen kann, in jedem Jahrzehnt seit 1808 sei ein bedeutendes Museum entwickelt worden, in einigen sogar zwei.

Sammlungen waren vor hundert Jahren freilich schon vorhanden, aber sie steckten noch, wie fast überall in der Welt, an dem Ort, wo sie außerhalb der breiten Öffentlichkeit gebildet waren, im königlichen Schloß. Viel mehr als die bescheidene Sammlung alter Meister, das Kupferstichkabinett

und die Ausstattung von Rosenborg war es allerdings nicht.

Von der Kniplingsbro, wo wir unsere Barkasse verließen, gingen wir an der malerischen alten Börse entlang durch die gigantischen Höfe des ausgebrannten Schlosses ins Thorwaldsenmuseum. Der kleine Umweg führte von hinten hinein in die Höfe der Schloßruine, so daß wir den Eindruck der majestätischen Steigerung, des starken Rhythmus nicht empfingen, auf den der Bau berechnet ist — darin vielleicht der großartigste Schloßbau Europas. Kommt man von der richtigen Seite, vom Prinzenpalais aus über die Brücke, so tritt man in einen riesigen ganz geschlossenen Vorhof von hufeisenförmiger Gestalt. An der geraden Seite, dem Eingang von der Brücke gegenüber, ragen die Massen des Schlosses hoch hinaus über die niedrigeren Gebäude, die den Hof einfassen. Das Schloß stößt an den Hof mit zwei Flügeln, die durch eine machtvolle Säulenreihe verbunden sind. Durch diese Säulenhalle sieht man in den zweiten, den eigentlichen Schloßhof hinein. Bei aller Einfachheit eine Anlage von höchstem rhythmischen Reiz.

Das Thorwaldsenmuseum, von dem genialen Bindesböll erbaut, flankiert das Schloß und bildet eine Gruppe mit der frei außerhalb des Grundrisses liegenden Schloßkapelle. Der Platz ist sicher nicht ausgesucht ohne die Absicht, den größten Sohn des Landes dem Könige gleichzustellen, wie er ja auch im Leben königliche Ehren genoß.

Wir stehen Thorwaldsen heute kühler gegenüber, wenn auch immer mit dem Hute in der Hand.

Sein Museum aber als Bauwerk ist für uns schlechthin das Muster von Schönheit und genialer Anpassung an einen gegebenen Zweck.

Von außen ist es nicht ganz in der ursprünglichen Wirkung erhalten, denn die farbigen Fresken sind verblaßt. Was man erkennt, erfüllt mit ebensoviel Bewunderung wie der Bau. Vor zwei Menschenaltern hat dort oben ein Künstler gewagt, ein Ereignis wie den berühmten Einzug Thorwaldsens in Kopenhagen monumental zu stilisieren, ohne einen hohen Hut, ein Röhrenbeinkleid, das Umschlagetuch einer Dame, die Strohhüte der Schiffer im geringsten zu ändern. Und es ist ihm diese Monumentalisierung des da-

maligen Lebens auf einen Hieb gelungen, indem er von der einfachen Silhouette ausging und bei allem Naturalismus dieser in schlichten Farben gefüllten Silhouette auf den Naturalismus des Details verzichtete. Man will diese in farbigem Stuck angelegten Gemälde jetzt erneuern. Möge ein guter Stern darüber walten.

Im Innern haben uns vor allem die Räume angezogen. Mit großem Genuß sind wir namentlich in den Korridoren des ersten Stocks auf- und abgegangen, breiten, nicht eben hohen, aber dafür sehr behaglichen Räumen von großer rhythmischer Schönheit. Auch hier mußten wir uns sagen: so schöne Korridore haben wir nirgend gesehen. Meistens sind sie zu schmal und zu hoch. Wirkung gibt es nur, wenn sie breiter und niedriger sind als die üblichen. Leider hat die Verwaltung in jüngster Zeit an den Fensterwänden kleine Querwände als Hintergründe für einzelne Statuen aufgerichtet und damit den Eindruck zur guten Hälfte zerstört.

Wir haben uns mehr mit dem Bau beschäftigt als mit Thorwaldsen. In den Kabinetten, die seine Kunstsammlungen enthalten, standen wir lange

vor dem schönen Bilde von Bendz, die Münchner Künstler um 1830 in einem Bierhaus bei Kerzenlicht. Als Hauptpersonen lösen sich junge Hamburger los, Hermann Kauffmann und die Haeselich, die Schnadahupfl vortragen. Sie, die Norddeutschen, waren sonderbarer Weise die Vertreter des süddeutschen Volksgesanges in diesem Kreis. Auch ein tüchtiges Bild von Kauffmann hat Thorwaldsen in seine Sammlung aufgenommen, was, da es nicht, wie sonst wohl, aus Wohltätigkeit geschah, als eine Ehrung für den Hamburger Meister in Anspruch zu nehmen ist.

Das Thorwaldsenmuseum ist als Tatsache vielleicht noch bedeutungsvoller als durch seinen Inhalt. Ein kleines Volk, das noch kaum ein Menschenalter eigene Kunst besitzt, baut einem angebeteten Künstler — einem Bildhauer noch dazu, wo im neunzehnten Jahrhundert die neue bürgerliche Gesellschaft mit Bildhauern eigentlich nichts anzufangen gewußt hat, als daß sie benutzt wurden, die Architektur mit durch schlechte Ornamente zu ruinieren und die öffentlichen Plätze durch schlechte Denkmäler zu verderben — baut einem Bildhauer noch bei Lebzeiten Wand

an Wand mit der Königsburg auf dem heiligsten Stück Erdboden des Landes ein Grabmal, das zugleich als Museum alle seine Werke in Originalen oder Abgüssen vereinigt.

Noch dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert hätte ein solcher Gedanke ganz fern gelegen. Der Künstler stand im Dienst des Fürsten. War er unabhängig und ein Mann von Welt, wie Rubens, van Dyck und Velasquez, so konnte er im Hofamt oder als Diplomat im Haushalt des Königs eine Rolle spielen. Volkstümliche Künstler — hat es die schon im Holland des siebzehnten Jahrhunderts gegeben? Mir will scheinen, der erste, der es dahin gebracht hat, wirklich in alle Kreise zu dringen, überall verstanden und genossen zu werden, ist — gemäß der fortgeschrittenen bürgerlichen Entwicklung seines Vaterlandes — der Engländer Hogarth.

Thorwaldsen war, obwohl Bildhauer und obwohl sein Leben lang von Kopenhagen abwesend, zu Hause wirklich geliebt. In seinem europäischen Ruhm, der nur Frankreich kalt gelassen, sonnte sich sein Volk mit. Seine Reliefs, die Lebensalter, Nacht und Morgen, besaßen absolut

alles, was dazu gehörte, der Menschheit des neunzehnten Jahrhunderts das Herz zu rühren, und dazu konnten sie vervielfältigt werden wie ein Holzschnitt oder Kupferstich. Für Kopenhagen kam hinzu, daß der Schmuck der Frauenkirche mit dem Christus auf dem Altar in der Geberde: Kommt zu mir, die ihr mühselig und beladen seid — den Enthusiasmus des damals noch streng lutherischen Volkes entzündet hatte.

Wie ich dies schreibe, fällt mir ein, daß ich mich nie erkundigt habe, von wem der Gedanke des Thorwaldsenmuseums ausgegangen ist und in welcher Form der Urheber sein Volk dafür gewonnen hat. Es steckt ein lehrreiches Stück Psychologie in diesen Fragen und ihrer Antwort.

Vom Thorwaldsenmuseum bis zum Museum nordischer Altertümer im Prinzenpalais sind wenige Minuten. Wer es liebt, Kontraste auf sich wirken zu lassen, findet hier Gelegenheit. Wo das Thorwaldsenmuseum einem einzelnen Manne gewidmet ist, breitet sich im Altertümermuseum die Urgeschichte eines ganzen Volkes aus.

Dabei ist es ebenso volkstümlich wie das Thorwaldsenmuseum. Bis in die Schichten der Dorf-

bewohner geht sein Ruhm und die Sehnsucht, es zu besuchen. Davon habe ich mich gelegentlich in Gesprächen überzeugen können. Bauern stellen das Jahr hindurch einen Hauptteil der Besucher.

Es wird schwer, uns eine Zeit vorzustellen, die solches noch nicht besaß. Und doch liegt sie gar nicht lange hinter uns.

Professor Nyerup, der vielseitig tätige Historiker, hat am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts den Grundplan des Museums entworfen, und auf sein unermüdliches Drängen hat der Staat 1807 die Gründung beschlossen. Was aus dieser jungen Anstalt werden sollte, konnte damals niemand ahnen, auch der Urheber nicht, der von französischen Gedanken angeregt war. In Frankreich hatte die Revolution als ein fühlbarer Bruch die ganze Vergangenheit objektiviert. Dort lernte am Ende des achtzehnten Jahrhunderts das Volk sich als eine Einheit fühlen. In der Seele der herrschenden Aristokratie des achtzehnten Jahrhunderts lassen sich antiquarische Neigungen denken, aber sie konnten sich noch nicht auf ein Ganzes erstrecken, solange die Aristokratie die Herrschaft hatte. Was ging den Adel die Kulturgeschichte

des Bürgers und Bauern an? Nach der Revolution gehörte die ganze Vergangenheit dem ganzen Volke. Das in der Restauration später wieder aufgelöste große historische Museum, das erste seiner Art, hat durch seine Publikation, in der es fortbesteht, überall in Europa den Anstoß zur Gründung historischer Sammlungen gegeben.

Kopenhagen ging voran, und Dänemark hat dieser Tat Nyerups nicht nur die rationelle Ausbildung seines Systems von Museen zu danken sondern den Ruhm, die Wissenschaft der Vorgeschichte gegründet zu haben.

Man möchte bei Nyerup eine Art Instinkt annehmen, daß er so früh mit dem Plan auftrat. An keiner Stelle hätte die Idee zu denselben großartigen Erfolgen geführt. Es war, als hätte Nyerup geahnt, daß gerade Dänemark in seinen unberührten Mooren und Grabhügeln die Überbleibsel der Kultur vieler Jahrtausende zurück bis zum ersten Auftreten des Menschen wohlerhalten bewahrt hatte, und daß die Schätze nur der Hebung harrten.

Was dort in Kopenhagen gesammelt ist, geht jedoch nicht nur die Dänen an, es gehört zu den großen Heiligtümern der ganzen germanischen

Rasse. Die Angelsachsen in Nordamerika, in Australien, in Südafrika und in den asiatischen Reichen werden einst mit dem Bewußtsein, Ahnen zu verehren, zu den Räumen des Prinzenpalais in Kopenhagen wallfahrten, das diese Schätze aufbewahrt.

Für uns Hamburger müßte dies Museum eins unserer großen Bildungsmittel werden. Im benachbarten Altertümermuseum in Kiel haben wir die glücklichste Einführung an der Hand.

Das Museum im Prinzenpalais umfaßt die ganze ungeheure Zeit, die in den Tagen der Gründung als abgeschlossene Geschichte empfunden wurde, das heißt die vorgeschichtlichen Zeiten und die katholischen Jahrhunderte. Mit der Reformation fing die neue Zeit an. Man fühlte sich ihr so nahe, daß vom sechzehnten Jahrhundert an die moderne Zeit gerechnet wurde, in der man zu Hause war, und die noch nicht als Geschichte gerechnet wurde. Waren doch damals noch überall die Möbel des fünfzehnten, sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts im täglichen Gebrauch.

Mit nie verminderter Ehrfurcht und immer neuem Staunen durchwandert auch der Fachmann

diese magazinartig überfüllten Räume, die nicht als Museum gebaut sind und gerade darum besitzen, was in den neuen Museumsbauten so selten ist, gutes Licht und gute Wände.

Der Inhalt läßt sich kaum andeuten. Ein französischer Fachmann, der alle verwandten Museen Frankreichs kennt, und der durch die Publikationen der dänischen Forscher wohl vorbereitet war, sagte mir, als er mich bei der Rückkehr besuchte: Mais c'est absolument phantastique.

Er hat recht. Das Museum ist Geschichte und Märchen. Wer steht ohne Schauer vor den wohlerhaltenen Gewändern einer germanischen Fürstin der Urzeit, vor den riesigen Lurenhörnern aus Bronze, die die Feier des Gottesdienstes mit Tönen begleiteten, die heute noch in ihnen schlummern, vor einem wirklichen Götterwagen, auf denen das Bildnis des Gottes oder der Göttin über Land gefahren wurde, vor den unbeschreiblichen Schätzen an Gold und Silber, zum Teil in einer technischen Vollendung und künstlerischen Schönheit, daß die sämtlichen Schmuckkünstler unserer Tage davor erröten müßten.

In der mittelalterlichen Abteilung des Museums

gibt es auch für uns Hamburger ein ungelöstes Rätsel. Es ist der schöne große Altar aus dem Kloster Preetz, auf dessen bemalten Flügeln Professor Dr. Goldschmidt in Halle, ein geborener Hamburger, eine Kopie der Kreuzigung von unserm großen Meister Francke entdeckt hat. Das Original ist bekanntlich, bis auf die jetzt in unsrer Kunsthalle hängende Gruppe der Frauen unter dem Kreuz, verloren gegangen. Auch der zweite Flügel des Altars ist nach Motiven von Francke ausgestattet. Ist der schöne Preetzer Altar ein Werk hamburgischer Kunst? Stammt er aus Lübeck, und hat man dort das Werk des hamburgischen Meisters benutzt?

Beides ist möglich. Denn die Werke von Meister Francke haben im ganzen Norden gezündet. Bis in die pommerschen Hansestädte habe ich von Stadt zu Stadt Wiederholungen von Meister Franckes Schmerzensmann gefunden..

Als man die drei Jahrhunderte nach der Reformation in Kopenhagen als abgeschlossene Geschichte empfinden gelernt hatte, wurde auch für diese Zeit, in der sich Fürst und Adel, die bis dahin mit dem ganzen Volk auf dem Boden der-

selben Bildung gestanden, als eine Oberschicht mit klassischer und ausländischer — französischer und deutscher — Kultur abhoben, ein eigenes Museum gegründet. Man wählte dazu das Sommerschloß Rosenborg mit dem schönen stillen Park, jetzt mitten in der Stadt gelegen.

Der Reiz dieses Museums liegt vor allem in dem Umstand, daß es kein abstrakter Museumsbau ist sondern ein wirkliches zu Wohnzwecken errichtetes Schloß.

Es stammt aus dem Jahre 1604, ist aber, da es bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bewohnt war, im Innern vielfach umgebaut und umdekoriert. Als es erbaut wurde, kannte man im Norden noch keine andern als Wendeltreppen, und die Einrichtung der Korridore war noch nicht bekannt. In den ersten beiden Geschossen führen zahllose kleine Zimmer ineinander, den zweiten Stock füllt ein einziger großer Saal, der im siebzehnten Jahrhundert als Thronsaal eingerichtet wurde und eine überaus anziehende Stuckdecke mit Vertretern aller Stände in Relief erhielt.

Zu diesem Thronsaal führt die eine kleine Wendeltreppe hinauf, deren Maße für ein Zins-

haus heute nicht genügen würden. Sie liegt außerhalb des Grundrisses in einem an das Rechteck angefügten Turm. Dieser Turm wird von zwei kleineren flankiert, die im Innern ganz kleine behagliche, völlig abgeschlossene Gemächer enthalten, in denen man das Bedürfnis, aus dem Kreis der durchgehenden Säle und Zimmer in etwas ganz Abgeschlossenes, Ungestörtes zu flüchten, heute noch nachempfindet.

So hat der rechteckige Bau an der einen Langseite drei Türme. Gegenüber hat er an der andern Langseite nur einen, den größten. Im Obergeschoß enthält er, dem Publikum nicht zugänglich, den Kronschatz, darunter die märchenhaft schöne offene Krone der Spätrenaissance, die von einem Goldschmied in der kleinen dänischen Stadt Odense hergestellt worden ist. Soviel Geschmack und Kunst, wie dazu gehört, hat heute kein Goldschmied in Paris, auch der berühmte Lalique nicht.

Man hat in Dänemark immer viel Sinn für Symbolik gehabt. Der Thron des Königs ist ein schönes Beispiel, er ist nicht aus Elfenbein sondern aus Narvalzähnen und Silber hergestellt.

Vor den Thronen des Königs und der Königin halten drei große silberne Löwen Wacht. Man nennt sie den Sund und den großen und kleinen Belt.

Dies Museum reicht vom Ende des sechzehnten Jahrhunderts bis zum Jahre 1863, mit dem für Dänemark eine neue Zeit angebrochen ist.

Das Museum in Rosenborg umfaßt nur die fürstliche Kultur, die bürgerliche derselben Zeit hat ihr eigenes Museum erhalten, und ihm schließt sich draußen in Lyngby das landwirtschaftliche Museum an. Diesem beschlossen wir, einen Tag zu widmen.

Das Schloß in Frederiksborg, das nach dem Vorbilde von Versailles als großes, alle Ehren des Volkes umfassendes Museum angelegt ist, haben wir ausgelassen, obwohl wir als Hamburger dem großartigen silbernen Altar der Schloßkapelle, dem Werk des berühmten Hamburger Goldschmieds Mores, einen Besuch schuldig gewesen wären.

Auch das ethnographische Museum, das sehr bedeutend und vorzüglich aufgestellt ist im Prinzenpalais, das Kupferstichkabinett und die schöne Münzen- und Medaillensammlung ließen wir aus.

Und schließlich fehlte es auch an Zeit, den großen Komplex von Museen zu besuchen, durch den der Brauer Jacobsen das wohlgefügte System der nationalen Museen ergänzt hat. Er fand, als er seine selbstgewählte Wirksamkeit antrat, alles vor, was aus dem Gedanken des historischen Museums von Nyerup sich entwickeln ließ, das allen Ständen gemeinsame Altertumsmuseum, das Fürsten- und Adelsmuseum, das Bürgermuseum, das Bauernmuseum und die Ruhmeshalle in Frederiksborg.

Er fügte die große Sammlung moderner, meist französischer Skulptur hinzu, sein großartiges Antikenmuseum und eine Gemäldegallerie, die wohl eigentlich die sonst in Kopenhagen nicht vertretene ausländische Kunst des neunzehnten Jahrhunderts enthalten sollte, aber um allerlei alte Kunstwerke bereichert ist.

Als letzte der Kopenhagener Sammlungen haben wir die Nationalgalerie besucht. Sie enthält die alte königliche Sammlung, vorwiegend holländischer Meister, darunter sehr schöne Rembrandts, und die dänische Malerei des neunzehnten Jahrhunderts.

Für uns Hamburger hat die Sammlung besonderen Wert, weil sie die bescheidenen großen Maler aus den zwanziger und dreißiger Jahren enthält, die unsern Speckter, Oldach, Gensler, Milde und Kauffmann so nahe verwandt sind. Wir lernen uns besser kennen und schätzen, wenn wir diese köstlichen dänischen Meister würdigen gelernt haben.

Freilich hat man sich ihnen in der Nationalgalerie erst ziemlich spät zugewandt. Als ich die Sammlung zuerst kennen lernte, war fast noch nichts von ihnen vorhanden, und ein volles Bild vermag die Nationalgalerie auch heute noch nicht von ihnen zu bieten.

Wir haben die Kopenhagener Sammlungen, soviel wir davon gesehen haben, wirklich genossen, weil wir uns beschränkt haben, das Wesentliche zu sehen und uns dafür behaglich Zeit lassen konnten.

Es ist mir oft aufgefallen, wie wenig man in Hamburg von Kopenhagen wirklich weiß, und daß bei der bequemen Verbindung und dem unendlichen Reichtum der nordischen Nachbarstadt die Sehnsucht bei uns nicht größer ist.

LYNGBY-SKODSBORG

Auf der Eisenbahnfahrt nach Lyngby erschien mir die Umgebung Kopenhagens sehr verändert, seit ich die Fahrt zuerst gemacht. Die ganze Landschaft ist mit einzelnen oder gruppenweis vereinigten Häusern übersät, die in den letzten Jahren entstanden sind. Auf Meilen hinaus immer dasselbe Schauspiel der roten Dächer und weißen Mauern im Grün. Auch in Kopenhagen drängt offenbar alles hinaus. Wer es sich leisten kann, lebt wenigstens im Sommer draußen: der erste Schritt des Städters zur Rückkehr auf das Land. Wenn diese Neigung, was nicht zu bezweifeln, andauert, wird in einem Menschenalter die Gestalt unserer großen Städte auf der Grundlage der reichen Entwicklung der Verkehrswege sich von Grund aus geändert haben, und auch das Leben des Städters wird eine ganz neue und menschlichere Form annehmen. In England und Amerika beginnt dieser Trieb aufs Land sich schon zu organisieren in den Gardencities, und auch in Deutschland taucht der Plan der das ganze Jahr zu bewohnenden Gartenstädte bereits hie und da

auf und bietet der Architektur ganz neue Aufgaben. Denn diese Gartenstädte sollen mehr sein als ein Haufen Landhäuser. Man will die künstlerische Auffassung des Städtebaus, deren Grundlage wir Camillo Sitte danken, in die Praxis umsetzen und alle hygienischen Einrichtungen und alle Vorkehrungen, die die Bewirtschaftung erleichtern, mit Umsicht zur Anwendung bringen.

In Lyngby liegt das letzte Glied der rationell entwickelten Kette von Museen, die Kopenhagen zu einem der wichtigsten Knotenpunkte der Museumsbildung gemacht haben. Dem vorgeschichtlichen Museum, dem Fürsten- und Bürgermuseum schließt sich hier das Bauernmuseum an. Aus ganz Dänemark und aus den vormals dänischen Provinzen Schleswig-Holstein und Schonen sind typische Bauernhäuser angekauft und hier wieder aufgebaut worden.

Ein gut beleuchtetes, schuppenartiges Gebäude enthält eine Sammlung Ackergerätschaften des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts. Mit dem Gebäude ist gar kein Prunk getrieben, und der Inhalt ist einfach und übersichtlich geordnet, wie es der Sachkenner braucht. Hier im Norden,

wo uralte Zustände bisher länger gedauert haben, als bei uns oder in England, haben sich Formen urältesten Ackergeräts im Gebrauch erhalten bis an unsere Zeit, wo die Anwendung der Maschine und die systematische Verbesserung der Geräte mit dem Alten aufgeräumt haben. Das Museum ist eben noch zur rechten Zeit gekommen, wenige Jahrzehnte würden genügt haben, alles Alte bis auf die letzte Spur zu vernichten.

Die Gruppe alter Bauwerke, die dies Bauernmuseum bilden, schließt sich malerisch auf einem hügeligen Gelände zusammen. In Gärten und Feldern dazwischen werden alle Nutz- und Zierpflanzen gezogen, die zum alten Bestande der Bauernkultur gehören, eine überaus lehrreiche Ergänzung des Museumsgedankens.

Mit großer Umsicht ist die Wahl der Bauten getroffen, so daß die verschiedenen Typen der Behausungen auch dem Laien leicht erkennbar sind.

Der älteste Typus, der des Rauchhauses, stammt aus Ostenfeld bei Husum.

Wenn man die wissenschaftliche Beschreibung vornimmt, hat man den Eindruck sehr niedriger Kultur und völliger Bedürfnislosigkeit. „Haus

ohne Schornstein, heißt es im Führer, das Herdfeuer brennt auf dem Boden. Menschen und Vieh leben in demselben großen ungeteilten Raume. Fachwerk mit Backsteinen und Lehmverklebung. Strohdach (Rieddach). Sächsischer Haustypus."

Das alles stimmt. Aber dabei ist dieses sächsische Bauernhaus das schönste von allen, die das Bauernmuseum bilden und das einzige, von dem unsere heutige Baukunst unmittelbare Anregungen empfangen kann.

Durch das große Tor, durch das Wagen und Pferde auf die geschützte große Diele einfahren können, tritt der Besucher ein und hat von der Schwelle aus einen Überblick über den ganzen Organismus. Rechts und links die Ställe, im Hintergrund eine Querwand mit den Türen der Wohn- und Schlafzimmer des Hofbesitzers, dazwischen der Herd.

Beim Vordringen erkennt man, daß die Ställe nicht bis zur Zimmerwand reichen. Dort ist an jeder Seite ein offener, kojenartiger Raum ausgespart, ein Zimmer, dem die Wand zur Diele fehlt. Bänke an den Seitenwänden und an der Wand mit der hohen Fensterbank und dem einen breiten

Fenster, in der Mitte ein großer Tisch. Das ist so behaglich und so malerisch, wie wir in unsern heutigen Wohnhäusern Räume noch nicht zu bauen pflegen.

Aber noch viel schöner sind die Zimmer, die durch Türen abgeschlossen sind. Das eine ist das Schlafzimmer mit den Wandbetten, das andere der Staatsraum mit getäfelten Wänden in Eichenholz und der einen Fensterwand, vor deren hoher Fensterbank sich eine Wandbank zum Sitzen hinzieht.

Wer noch nicht empfunden hat, daß es eine Poesie des Lichts im Raum gibt, kann es hier lernen. In ruhiger, ungebrochener Flut tritt es ein und erfüllt gleichmäßig den ganzen Raum. Keine Gardinen, die es absperren und auf einige blendende Flecke des Fußbodens leiten, keine dunkeln, breiten Zwischenwände zwischen den Fenstern, die den Lichteinfall durch den Gegensatz hart machen, lauter klares Ätherlicht durch den obern Teil der bis zur Zimmerdecke emporgeführten Fenster, wo unsere Baukunst mit allen Mitteln bedacht ist, gerade dieses schöne Himmelslicht abzusperren und nur das von Bäumen oder

Hauswänden zurückgeworfene Licht hereinzulassen, das dem feiner empfindenden Auge Qualen bereitet.

Es kann nicht oft genug wiederholt werden, daß der Architekt beim Studium des Fensters anfangen muß, wenn er wieder dahin gelangen will, erträgliche oder gar wohnliche Innenräume zu bilden. In dem alten Ostenfelder Bauernhaus, dessen wissenschaftliche Charakteristik so kulturlos anmutet, kann er lernen, was alle Akademien Deutschlands ein Jahrhundert lang ihren Zöglingen nicht allein verschlossen, dessen Gegenteil sie vielmehr so konsequent gelehrt haben, daß heute erst die jüngere Generation von Architekten zu ahnen anfängt, was wir so lange Zeit lang übersehen haben. Und leider haben sie sich die Erkenntnis aus England geholt, während das Licht in den alten Bürger- und Bauernhäusern der Heimat immer noch fortglomm.

Ein Hof aus Nordschleswig vertritt die weitere Entwicklung des sächsischen Typus, wie wir ihn in noch höherer Vollendung aus der Umgegend Hamburgs kennen. Die große Diele wird durch eine Wand abgetrennt. Dadurch entsteht vor den

Zimmern eine zweite Diele, quer durchs Haus führend. Die Feuerstelle wird als Herd an die Wand gerückt und erhält einen Schornstein, der den Rauch abführt.

Von Nordschleswig aus — wie es scheint, hat sich nach Schonen ein anderer Typus verbreitet. Wohnhaus und Ställe sind getrennt. Wohnhäuser aus Nordholland und Schonen — letzteres als Vertreter des vierflügeligen dänischen Bauernhofes — geben im Lyngby-Museum eine Vorstellung von dieser der sächsischen entgegengesetzten Bauart.

Als besonderes Schmuckstück ist noch ein Speicher (Bur) aus Smaaland eingefügt, der den Typus der Verteidigungshäuser des Mittelalters vertritt.

In dieser Zusammenstellung hat das Lyngby-Museum eine ganz besondere Bedeutung für das Verständnis der mittelalterlichen Sagenliteratur des Nordens. Wo sie eine Begebenheit schildern, deren volles Verständnis die Bekanntschaft mit der Einrichtung des Wohnhauses voraussetzt, da geben diese alten Bauernhäuser den nötigen Aufschluß.

Auch Wendungen und Redensarten, die in unse-

rer heutigen Zeit keinen Anschauungsinhalt mehr haben, werden durch den Bestand dieses Museums erst verständlich. Wer hat nicht das Bild vom Lauffeuer gebraucht? Und wer hat sich eine klare Vorstellung dabei machen können, wenn ihm nicht zufällig die wissenschaftliche Erklärung bekannt war? Im Speicher aus Smaaland kann er sich den Vorgang durch die Anschauung erklären. Da steht der Balken mit den beim Erbohren des neuen Feuers entstandenen Bohrlöchern. Nach heiligem Brauch wurde es zu bestimmten Zeiten von Haus zu Haus getragen, das alte zu ersetzen. Das war das Lauffeuer, das eilend verbreitet werden mußte.

Dänemark war in der Lage, ein solches Bauernmuseum, das die ganze Vorzeit der Kultur des Landes und seiner einstigen Einflußzone für alle Zeiten der unmittelbaren Anschauung zugänglich erhält, ohne große Mittel einzurichten.

Wollten wir das Schema auf Deutschland übertragen, so würden wir etwa dazu kommen, in Berlin oder in Mitteldeutschland ein weites Gelände mit Bauernhäusern aller Typen auszustatten.

Aber dazu dürfte es bei uns kaum noch kommen.

Dagegen wäre es denkbarer, daß im kulturellen

Mittelpunkt jedes deutschen Stammesgebiets die wenigen Formen, auf die es ankommt, der Zukunft gerettet würden. Publikationen allein tun es nicht.

Von Lyngby fuhren wir zu Wagen durch die „dänische Schweiz", kehrten in einem lieblichen Tal bei Freunden ein und erreichten am späten Nachmittag Skodsborg, wo wir mit dem Blick auf den blauen Sund unser Mahl einnahmen.

Unsere Barkasse brachte uns bei einbrechender Dämmerung an Bord der „Hamburg" zurück.

Nichts geht über solche rasche Fahrt durch die wogende Wasserfläche.

Mir kam dabei das neue Bild moderner Bewegung in Erinnerung, das ich im Frühjahr auf der Seine beobachtet. Ein schmales kleines Motorboot, wie eine Forelle gebaut, nur noch um einige Grad schärfer, flog mit einer Geschwindigkeit über die Fluten, die ich bei so kleinen Fahrzeugen nicht für möglich gehalten. In langen rhythmischen Schwingungen schien es abwechselnd untertauchen und sich in die Luft erheben zu wollen. Man wunderte sich, daß es weder das eine noch das andere tat.

In Deutschland habe ich Böte von dieser

Schnelligkeit bisher nicht gesehen. Ich denke mir, nach der Erfahrung mit unserer Barkasse, daß es, bis wir das Fliegen heraus haben, keinen größern Genuß der Fortbewegung geben kann, keinen der dem alten Traum des Fliegens näher kommt, als die Fahrt in einem jener Motorböte.

BORNHOLM

Es fällt auf, daß die Dänen so wenig Marinemaler haben. In der Kopenhagener Nationalgalerie sieht man sich vergebens nach Seebildern um. Nur vom alten Eckersberg ist eine Reihe mäßig großer Marinen vorhanden denen man ansieht, wo Melbye seine ersten künstlerischen Anregungen her hat.

Wie es kommt, daß die dänischen Maler im ganzen so zurückhaltend gegen das Element sind, das in ihrem Vaterland alles umgibt und alles durchdringt, ist schwer zu sagen. Wir haben ja in Hamburg mit dem Schönsten, was unsere Landschaft besitzt, mit Elbe und Hafen ähnliches erlebt. Freilich hatten wir in Hamburg niemals eine solche Fülle von Malern wie Kopenhagen im neunzehnten Jahrhundert.

Noch immer breitet der Sund Seebilder vor uns aus, die es vielleicht nirgend mehr in dieser Gestalt gibt. Dem Hamburger kommt es vor, als sei er in vergangene Zeiten entrückt, denn den Eindruck bestimmt nicht der Dampfer sondern das Segelschiff, und das Segelschiff aus alter Zeit, das

in der Elbe fast nie mehr gesehen wird. Schwerfällig kommen sie daher, breitbäuchig und mit altertümlicher Segelstellung, Formen, die uns aus Melbyes oder Eckersbergs Bildern bekannt sind. Von den Seekundigen hörte ich, daß diese alten Kasten von Norwegen und von Finland und den russischen Ostseehäfen angekauft und zum Holztransport verwendet würden. Oft schwämmen sie auf ihrer Ladung. In der Tat begegneten wir nicht selten einem tiefliegenden, unter der Last der Bretterstapel fast versinkenden alten Krüppel mit gebrochenem Kreuz. Früher, hörte ich, hätte Frankreich alle alten Segelschiffe gekauft, seit aber für den Bau von Dampfern die hohen Staatsprämien gewährt werden, wäre Frankreich aus den Märkten für überlebte Segelschiffe ausgeschieden.

Auf der ganzen Fahrt nach Bornholm tauchten überall die alten vergessenen Silhouetten auf, aber nirgend in solcher den Eindruck bestimmenden Fülle wie im Sund, der alle Linien zusammenfaßt.

Langsam kreuzten wir von Kopenhagen weg. Es war, als sollten wir Zeit haben, das bunte Bild in Ruhe zu genießen. Aber als wir den Sund verließen, kam bei hellem Sonnenschein ein guter

Wind auf, und wir hatten unvergleichlich schöne Stunden. Auf dem Segelschiff hat man erst die Empfindung für die Fahrt. Man ist in viel innigerer Berührung mit dem Wasser. So in der Sonne auf dem Heck zu liegen, zu plaudern, zu träumen oder Kielwasser und Wellen zu beobachten, den Matrosen zuzusehen, wenn das Schiff überstag geht, das Spiel des Lichts auf den weißen Segeln und den weißen Gewändern der Matrosen zu verfolgen, das löst gründlich vom gewohnten Dasein los. Das Leben liegt so fern und weit, daß man nicht weiß, wie man einmal wieder anknüpfen soll.

Wir gingen vor Rönne auf Bornholm vor Anker. Die Dünung war so stark, daß wir nicht in den Hafen konnten, und der Wind war nach Osten umgesprungen. Das Ufer, ziemlich flach, war baumlos und ohne besondere Eigenart.

Am nächsten Morgen ging es ans Land. Neugierig sahen wir uns in Rönne um. Lange, gerade Straßen, breitgelagerte Häuser mit dem Dach über dem Erdgeschoß. Die Stadt bedeckt infolge dieser Bauweise einen sehr großen Flächenraum. Ziemlich viel Fachwerkbauten strengen Stils, der keine schrägen Stützen verwendet. Dies System senk-

rechter und wagerechter Balken gibt dem Fachwerkbau auf der ganzen Insel etwas sehr Ruhiges. Die Technik des Riegelwerks an diesen Fachwerkbauten, selbst an neueren, hat etwas Uraltertümliches. In der Nähe Hamburgs weiß ich nur ein einziges Haus, dessen Querbalken unter dem Dach in derselben Art mit Holzpflöcken an den Stützen befestigt sind, die niedliche kleine Hütte in Lübeck an der Ecke neben der Domfassade, jetzt von der Stadt angekauft. Diese altertümliche Bauart in Bornholm fällt in den Bereich der urtümlichen Kunst- und Lebensformen, die sich im Norden wie in einem Asyl erhalten haben und heute so überraschend neben dem allerjüngsten und fortgeschrittensten stehen. Ein kleines Museum bornholmischer Altertümer wurde im Vorübergehen gemustert, dann traten wir die übliche Fahrt durch die Insel an.

Sobald wir Rönne verlassen hatten, fühlten wir uns in ein anderes Zeitalter versetzt. Einsame Höfe liegen über die Insel zerstreut inmitten des zugehörigen Acker- und Weidelandes, nach ältester germanischer Herrensitte, die bei uns durchweg der demokratischen Aufteilung des

Gesamtlandes nach der Wertigkeit gewichen ist. Es nimmt nicht wunder, in dieser Landschaft am Weg ein altgermanisches Denkmal zu sehen, das ein Mann als einzig übrig gebliebener nach einer Seuche oder einem Krieg seinem Vater, seiner Mutter, seinen Geschwistern errichtet hat.

Die Flora schien keine Arten zu enthalten, die nicht auch in Pommern und Mecklenburg vorkommen. Alle Charakterpflanzen an den Wegen waren aus der Heimat wohlbekannt. Einmal hatte ich einen sehr zarten dekorativen Eindruck. Zu beiden Seiten einer langen geraden Wegstrecke dehnte sich der Rain als ein Beet von lauter weißen und blauen Blumen, der Zichorie und einer wilden Wurzel (Doldenblütler). Es war ein sehr anmutiger Anblick. Der Zufall hatte hierdurch die Verbindung des überaus edlen Blau der Zichorie mit dem tonigen Weiß der Dolden ein koloristisches Meisterstück zustande gebracht, das einem menschlichen Willen Ehre gemacht hätte, und das unsern Gartentechnikern zu denken geben könnte.

Aus der Gegend des schweren Ackerlandes kamen wir allmählich in einen andern Teil mit anstehendem Fels.

Wir stiegen am ersten Haltepunkt aus und besahen die steilen Jonsklippen mit dem brandenden Meer zu Füßen. Das Ufer hat etwas ganz Unnordisches. Man denkt bei den steilen Klüften und der wilden Brandung an Eindrücke vom Mittelmeer. In der Ferne sahen wir die „Hamburg“ liegen, und hier hatte ich von diesem Schiff zum ersten Mal den Eindruck der absoluten Größe. Wie sie ruhig dalag, erschien ihre Schonerform viel zu groß in den Abmessungen und erhielt dadurch etwas Phantastisches. Aus der Nähe wirkte die Yacht überall viel kleiner, selbst wenn sie am Ufer lag. Ich glaube, dieser Effekt der Fernwirkung läßt sich erklären. Das Auge fühlt die Länge der Uferstrecke und die große Entfernung in der Luftlinie, erwartet, wo das Schiff liegt, eine ganz kleine Form und ist überrascht von den ragenden Massen.

Die zweite Station waren die Ruinen der alten Zwingburg Hammershus, hart am Meer auf mächtigem Felsrücken. Der Führer — der redende und der gedruckte — erzählt von den Kämpfen zwischen Dänen und Schweden, die sich hier abgespielt haben und weiß, was die Türme und Hallen einst bedeutet haben. Mehr als die Blicke über die

steilen Küsten mit sonderbaren Naturspielen ausgefressener Felsen zogen mich der Hafen und die Granitbrüche an, die die Hamburger Firma Ohlendorff hier angelegt hat.

So fassen die Hanseaten, nachdem im sechzehnten Jahrhundert Bornholm eine Zeitlang als Pfand in Lübecker Händen war, nach Jahrhunderten hier wieder Fuß.

Über Allinge an der Ostküste fuhren wir zurück und hielten nur noch einmal, um eine mittelalterliche Rundkirche zu besehen, deren Typus auf der Insel wiederholt vorkommt. Es waren Festungsbauten. Über dem eigentlichen Kirchenraum erhoben sich noch zwei Geschosse, die auf ihren zyklopischen Gewölben wohl einen sichern Zufluchtsort abgaben. Zugänglich war der erste Stock durch einen Spalt, den man erst mittels einer Leiter erreichte, und der so schmal ist, daß beleibte Menschen nicht durchschlüpfen konnten. Auf die brauchte man außerhalb der Städte im Mittelalter wohl auch nicht zu rechnen.

Es soll zwei Rassen auf der Insel geben. Darüber konnten wir bei der Fahrt durchs Land jedoch keine Beobachtungen anstellen. Was wir sahen, trug

den norddeutsch-skandinavischen Typ. Das Auge hätte den Männern und Frauen schwerlich ansehen können, ob der Markt, den wir in Rönne besuchten, in Holstein, Dänemark oder Schonen läge.

Wir nahmen an Land ein spätes Mittagessen. Es war gekocht und aufgetragen genau wie wir es in unsern Landstädten gewohnt sind.

Überall wimmelte es von Deutschen, nicht zur Vermehrung unseres Wohlbehagens. Das reisende Deutschtum im Ausland zu beobachten, hat etwas Schmerzliches.

Es hat mich sehr interessiert aber nicht sehr aufgeregt, Bornholm kennen zu lernen. Man muß wohl länger verweilen, um es so gern zu haben wie die ständigen Badegäste. Wenn ich mich frage, was mir dort den tiefsten Eindruck gemacht hat, so ist es der Weg mit den Zichorien und Dolden.

RÜGEN

Von einer Fahrt nach Schweden hatte ich die Erinnerung, in Saßnitz des Nachts ausgestiegen, zum Hafen hinabgeklettert zu sein und vom Ufer in der Dunkelheit nichts gesehen zu haben. Ein andermal hatte ich auf einem Nachmittagsausflug von Greifswald über Stralsund den Boden der Insel betreten, aber gerade dort hat das Gelände nichts eigentlich Charakteristisches. Eine Reise nach Rügen zu machen, hatte ich mich nie entschließen können, denn Bilder und Photographien, die ich kannte, hatten mich nicht sehr angezogen, und was ich an mündlichen Äußerungen zufällig gehört, hatte mich mit einer Art Vorurteil erfüllt.

Als wir uns von Bornholm kommend der Insel näherten, kam ich mir wie entrückt vor. So hatte ich mir in meiner Kindheit eine Fahrt durch den stillen Ozean geträumt, wo unbekannte unbewohnte Eilande aus der blauen Flut auftauchen, den üppigen grünen Mantel des Urwaldes über Berg und Tal geworfen und über weißen Felsufern nachschleppend.

Rügen hat an dieser Ostseite etwas Traumhaftes und Entlegenes, etwas, das nicht zu Deutschland oder irgend einem europäischen Kulturland paßt, weil keine Spur menschlichen Daseins erkennbar ist. Ein Wall weißer Klippen und darüber das lückenlose Grün des einen ungeteilten Buchenwaldes, der alle Formen des hochansteigenden Berggeländes erraten läßt und sich über die weißen Steilufer neigt.

Das Fremdartige blieb ungebrochen, als wir um das Vorgebirge segelten und Saßnitz auftauchen sahen. Mit seinen weißen Häusern klettert es in die breiten Waldhügel hinein wie eine mittelmeerische Küstenstadt.

Wir nahmen uns vor, zwei Tage in Rügen zu bleiben.

Am ersten Tag machten wir von Saßnitz aus den Spaziergang nach der Stubbenkammer.

Vom Strand aus sieht die Stadt, die aus der Ferne sich so vornehm aufgipfelt, banal aus wie die meisten deutschen Badeörter. Wer vor diesen gemauerten Gemeinplätzen steht, und daran denkt, daß die Zeit, wo man solche Aufgaben ganz allgemein in Deutschland mit künstlerischem Takt

gelöst hätte, noch kein Jahrhundert hinter uns liegt, und daß wir Millionen über Millionen für unsere Bauakademien und Bauschulen ausgegeben haben, um solches Elend zu erzeugen, dem schaudert vor den Zuständen, in die wir hinein geboren sind, und er mag sich wohl nicht ohne Bangen die Frage vorlegen, wieviel Arbeit dazu gehört, um unser Volk aus diesem Abgrund zu ziehen, und wer sie leisten wird.

Wir mußten zunächst die Post aufsuchen. Während die Hotels am Strande leichtfertiger Import aus Berlin sind, ohne einen Blick auf die Eigenart der noch vorhandenen Fischer- und Bauernhäuser, hat die Post ihren Palast mit derselben Rücksichtslosigkeit in einem Rohbau — nomen et omen — hannöverschen Stils hingesetzt, der weder zum Alten noch zum Neuen und ebensowenig zum Charakter der Landschaft paßt. Der Aufenthalt in der Schalterhalle mit der unsäglichen Geschmacklosigkeit und Sinnwidrigkeit ihrer Dekoration gehört zu den unangenehmsten Erlebnissen. Der Eindruck legt sich wie eine Last von Kummer auf das Gemüt.

So rasch wir konnten, eilten wir zum Strand

hinab und suchten durch einen Blick aufs Meer die Augen zu befreien.

Der Weg zur Stubbenkammer, den wir einschlugen, führt eine weite Strecke am Strand entlang. Links das weiße Steilufer mit den überhängenden Buchen, rechts zwischen Weg und Meer das Geröllе der ausgewaschenen Findlingsblöcke, die einst in dem zernagten Ufer steckten.

Je weiter wir uns von Saßnitz entfernten, desto wilder wurde das Ufer. Hier und dort lagen draußen auf dem Geschiebe der Blöcke die Leichen junger und alter Buchen, die hoch vom Rand des Ufers heruntergefallen waren, und hoch oben am grünen überstehenden Rand hingen mit letzter Wurzelkraft angekrallt die Opfer, die der nächste Sturm sich holen wird.

Den Abschluß dieser gangbaren Wegstrecke bildet eine Schlucht, die ein dünner Wasserfaden im Lauf der Zeit ausgegraben hat. Vor den Gefahren des weglosen Strandes jenseit der Schlucht warnen die Tafeln, aber man sieht doch immer noch einzelne dunkle Flecke sich in unregelmäßigen Linien über die Steine bewegen, Schwärmer, die die unberührte Natur vorziehen.

Durch die Schlucht stiegen wir dann zum Walde hinauf.

Stundenlang ging der Weg über Berg und Tal am hohen Ufer entlang, von Zeit zu Zeit führte er auf eine Klippe oder ein steil abfallendes Vorgebirge, wo zwischen weißen Stämmen ein Ausblick über das Meer frei lag, und bog dann gleich wieder in den dichten Wald ein.

Die Ausblicke hatten, obwohl sie einander ähnlich waren, nichts Eintöniges, denn von Mal zu Mal stand der Fuß höher über dem Wasserspiegel, und von Mal zu Mal dehnte sich die blaue Fläche weiter gegen den fliehenden Horizont. Die Stimmung steigerte sich in langsamer Schwellung, bis zuletzt auf der Stubbenkammer die schwindelnde Höhe erreicht war. Am Strand zu Füßen des Königsstuhls sahen die Böte wie Kinderspielzeug aus, und wie Punkte bewegten sich die Menschlein hin und her.

Ein kurzer Abstecher führte zum Herthasee, einem Teich, dessen bescheidene Ausdehnung und freundliche Umgebung der Erwartung, die eher auf etwas Düsteres und Unheimliches ging, nicht entsprach. Geheimnisvoll und schaurig wirkte daneben der mächtige, vom Hochwald zurücker-

oberte Burgwall, dessen regelmäßige steile Seiten auf die Hand des Menschen hinwiesen. Es heißt, daß in der Grube, der seine Massen entnommen, der See sich gebildet habe.

Wir stiegen zum Strand hinab und fuhren mit dem Dampfer zurück nach Saßnitz, nahe genug am Ufer entlang, um noch einmal die Herrlichkeit zu genießen.

Als wir nach dem Essen auf Deck stiegen, dunkelte es schon. Saßnitz war mit seinen weißen Häusern in den Wald gesunken und tauchte nun allmählich als Licht wieder auf. Es sah sehr traulich aus, wie im Wald hoch über der Stadt, wo am Tag kein Haus zu sehen war, einzelne Lichter aus dem gleichmäßigen Dunkel hervorbrachen.

Am nächsten Morgen wurde ein Ausflug nach Putbus und Bergen gemacht.

Wir landeten in Binz, das wir abends als Lichterstreifen am flachen Waldufer, bei Tag als weißen Streif in der Ferne hatten liegen sehen.

Der Strand ist ausgezeichnet, unvergleichlich besser als in Saßnitz. Die neue Architektur des

Strandhotels entspricht in ihrem billigen Pomp mit zahllosen Türmchen schlechter Zeichnung, mit ihren ungefühlten Verhältnissen und grausam banalem Ornament dem Zustand unserer heutigen deutschen Kultur. Als Deutscher muß man sich schämen, wenn man so unvermutet diesem Dokument deutscher Kunst gegenübersteht. Gewiß, es kann ja nicht anders sein, es ist der Ausdruck des vorhandenen Unvermögens und der Gesinnung, die nun einmal herrscht. Aber traurig stimmt es doch.

Traurig war auch der Anblick der wimmelnden Menschheit. Die Karikaturen der deutschen Typen im Simplicissimus sind nicht übertrieben. Was einigermaßen menschlich aussah, war nicht mehr deutsch sondern eine mehr oder weniger gelungene Nachahmung englischer Vorbilder.

Gibt es ein häßlicheres Volk als die Deutschen?

Vom schönen Park zu Putbus, den wir mit der Eisenbahn erreichten, hatte ich viel gehört und erfuhr die übliche Enttäuschung. Nur die schönen alten Alleen rechtfertigten den Ruf. Der Park selbst, der vielleicht einmal als englische Anlage nicht so übel gewesen sein mag, hat durch die wüste Bepflanzung allen räumlichen Reiz verloren. Der

moderne Gärtner haßt alle Größe und allen Rhythmus. Wo sich die Fläche eines Rasens dehnt, zerstückelt er sie durch einzeln draufgepflanzte Koniferen, wo eine Gruppe alter Bäume mit herrlichen Stämmen geheimnisvoll aus dem Boden aufsteigt, verhüllt er die Wirkung, die gerade durch das sichtbare Aufstreben des Stammes entsteht, mit Gebüsch.

Aber die Alleen sind wirklich ein Staat, und wer sich müde gesehen hat in dem Park, immer gegen junge seltene Bäume und Büsche an, die die alten um die Wirkung bringen, dem schwillt die Brust, wenn eine Biegung des Wegs ihm den Zauber des Rhythmus und des gestalteten und beherrschten Raumes in einer der Alleen enthüllt, deren schönste sich über Berg und Tal zieht.

Was ich gern gewußt hätte, das Alter der Alleen, konnte ich nicht erfahren. Fand der Gründer der Stadt Putbus sie am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts schon vor? Dann erklärt sich das Spätere. Hat er sie mit angelegt, als er den „Zirkus“, den runden Platz ausmaß, die große Hauptstraße und den Markt? Das ließ sich bei dem kurzen Aufenthalt nicht feststellen. Ich möchte annehmen,

daß die Alleen einem ältern Schloßpark entstammen und jetzt nur noch unvollständig erhalten sind, so daß der Organismus einer großen regelmäßigen Anlage nicht mehr sichtbar ist.

Auf der Wagenfahrt nach Bergen hatten wir in diesem lieblichen Gelände das Gefühl, daß hier wohl wie in der englischen Landschaft im Umkreis der Schlösser eine ordnende Hand tätig gewesen sei, die mit feinem Gefühl die Massen verteilt hat.

Bergen ist ein hübsches altes Städtchen, in dessen hochgelegener Kirche uns eine üppig entwickelte Wandmalerei romanischen Stils überraschte. Zwar ist sie restauriert, und wo ein Bild zerstört war, hat der Restaurator aus eigenem eine Komposition eingefügt, indem er sich, soweit er vermochte, der Farbe und Formengebung seines alten Vorgängers anschloß. Aber im ganzen schadeten diese Zutaten nicht viel. Auf dem Chor sind Paradies und Hölle geschildert, wobei natürlich die Hölle der Phantasie des Künstlers viel mehr zu tun gegeben hat als der Himmel (oder eben das Paradies).

Die Bahn brachte uns von Bergen nach Saßnitz.

Als wir zu Schiff gingen, hatten wir den lebhaften Wunsch, einmal zurückzukehren und Rügen auf einer Fußwanderung genauer kennen zu lernen.

Hie und da rief mir ein Ausblick auf Meer und Waldufer die Werke des größten Meisters ins Gedächtnis zurück, der in Rügen seine Studien gemacht, des Malers Caspar David Friedrich, den man zu unrecht vergessen hat, und den die nächste Generation mit Staunen und Ehrfurcht betrachten wird. Das schönste in unsern Galerien von ihm erhaltene Bild ist gerade ein Motiv aus Rügen im Museum zu Weimar.

TRAVEMÜNDE UND DIE BÄDER AN DER LÜBECKER BUCHT

Von Saßnitz hatten wir nach Warnemünde gewollt, um von dort, wenn die Zeit langte, einen Abstecher nach Rostock zu machen, das den meisten unbekannt war.

Aber der Wind stand so scharf auf den Hafen, daß der Kapitän es für ausgeschlossen hielt, mit der tiefgehenden „Hamburg“ an eine Landung zu denken.

Wir sahen im Morgenlicht die Stadt deutlich vor uns und etwas weiter im Land die hochragenden Türme von Rostock in stolzer Gruppe. Aber wir mußten verzichten und steuerten auf Travemünde, das wir kreuzend erst gegen Abend erreichten.

Rostock hätten wir gar zu gern gesehen oder wiedergesehen, und gerade jetzt hätte es uns gereizt einen Ausflug nach der Fürstengruft im nahen Doberan zu machen, da ich vor einiger Zeit auf dem Hauptaltar ein Werk unseres Hamburger

Meisters Bertram fand (um 1370—80), die Figuren der untern Reihe des Aufbaus.

Am nächsten Morgen wanderten wir zur Post, die in Travemünde ein ebenso furchtbares neues gothisches Haus bewohnt wie in Saßnitz, und besahen bei der Gelegenheit die alte Stadt.

Ich war seit Jahren nicht durch diese Straßen gegangen und fand doch alles ziemlich unverändert. Nur die Straße an der Trave mit den niedrigen Häusern hinter den geschorenen Bäumen hatte ich schöner in der Erinnerung. Es waren zu viele Glaskasten vor die alten Hausfronten gesetzt, und überall hatte der holzfarbene oder steinfarbene Anstrich den weißen verdrängt und hatte alles Leben zerstört.

Aber im Stadtteil um die alte Kirche ging es noch an. Welch ein Reichtum in der Abwandlung der wenigen Typen, die das Bedürfnis hervorbringt. Welche Angemessenheit und Vornehmheit der Mittel. Hier könnte eine deutsche Bauakademie, den Lehrkörper eingeschlossen, an einem Tage für das, was das Leben, was unser Leben heute braucht, mehr lernen als in Nürnberg, Florenz oder Rom.

Einfache Schiffer und Fischer haben die Häuser bauen lassen und pflegen sie, daß sie frisch aussehen, auch wenn sie Jahrhunderten stand gehalten haben. Steht einmal ein moderner Neubau dazwischen, so wirkt er wie ein Kadaver.

Der einfachste Typus hat im Erdgeschoß unter dem Giebel nur die Haustür und ein einziges Fenster. Aber das Fenster ist sehr breit, vier oder fünf Flügel breit, und reicht bis zur Decke des Zimmers. Die obern Scheiben können für sich geöffnet werden. Das schafft frische Luft und stört die Blumen nicht, die unter der pflegsamen Fürsorge kräftig gedeihen. Ein reizender Anblick, solch ein Fenster mit weißgestrichenen Rahmen in der roten Ziegelwand und mit üppigem Blumenflor hinter den Scheiben. Blumenkästen vor den Fenstern kommen nicht vor, weil die Fenster der Stürme wegen nach außen schlagen.

Unter dem Fenster steht jedesmal die grün oder weiß gestrichene Bank, die an schönen Sommerabenden alle Hausbewohner hinauslockt.

Die Haustür bewahrt in Travemünde noch manche altertümliche Züge. Bei der ältesten sitzt das Oberlicht, das bei geschlossener Tür die Diele

erhellt, noch oberhalb des Türrahmens, ein aufrecht gestelltes Rechteck aus neun kleinen in Blei gefaßten Scheiben. Erst gegen das neunzehnte Jahrhundert wird es hier, wie es in den großen Städten schon länger üblich war, unter dem Türsturz angebracht, als ein kleines Schmuckstück mit bunten Rahmenfüllungen ausgebildet, und im Gegensatz zur grüngestrichenen Tür stets weiß gestrichen wie die Fenster. Die Türen haben nicht selten noch die alten Klopfer oder wenigstens die Rosetten, an denen sie gesessen. Hie und da ist ihre obere Hälfte für sich beweglich, als sogenannte „Klöhntür“, ein Motiv, das seinen unleugbaren praktischen Wert hat, wenn er auch nicht gerade auf dem Gebiet liegt, auf das der volkstümliche Name anspielt.

Wo man ein altes Haus dieser Art modernisiert hat, indem statt des einen breiten Fensters zwei schmale in Hochformat angebracht wurden, die dann, wie die Tür, holzfarbenen Anstrich erhalten, ist es mit dem Zauber zu Ende. Das Haus wird sofort klein, ärmlich, unmonumental. Ein Vergleich mit der ältern Form lehrt den, der es noch nicht empfunden hat, daß man, um eine monumentale

Wirkung zu erreichen, jede Form so groß wie möglich machen muß.

Es ist ein Trost, daß in unserer Nähe solche kleine Städte wie Travemünde noch ziemlich unberührt dastehen, so daß die modernen Bauten, die hie und da auftauchen, nur dazu dienen, die Schönheit, Sachlichkeit und Angemessenheit der alten heimischen Bauweise auch dem Widerstrebenden sinnfällig zu machen. Vielleicht, daß der letzte Augenblick, aus dieser Quelle zu schöpfen, von Fachleuten und Laien doch nicht versäumt wird.

Wer von Hamburg aus Travemünde besucht, kann in diesen alten Straßen sehr viel lernen, das nicht in den Büchern steht.

Er täte auch wohl daran, sich die Wirkung der geschorenen Allee am Strande unbefangen klar zu machen. Will man in der Stadt Alleen haben, so sollte man sie scheren, wie es unsere Vorfahren immer taten. Sie wußten, wie unbequem es ist, wenn die Bäume in die Höhe und Breite wachsen und den Häusern Licht und Luft nehmen. Als die sentimentale Naturanschauung der Romantik, unter der wir heute noch leiden, vor hun-

dert Jahren weitere Kreise ergriffen hatte, taten sich in Hamburg Naturfreunde zusammen, um das Scheren der Bäume zu unterdrücken. In der Stadt haben sie Erfolg gehabt: nur die Bewohner der Häuser an der Alster haben allen Verlockungen Stand gehalten, weil sie sich die Aussicht nicht wollten zuwachsen lassen, und sie haben uns ein Stück ernster Schönheit und praktischer Anlage gerettet. Die Allee an der Alster ist die einzige, die nicht beengt.

Ein neues Travemünde ist entstanden, seit die Stadt Lübeck das Bad übernommen hat. In den letzten Jahren hat sie sehr viel getan, so daß Travemünde heute zu den elegantesten Bädern an der Ostsee gehört.

Wer aber im neuen Stadtviertel am Strande die künstlerische Spur von Alt-Travemünde sucht, bemüht sich vergebens. Es muß zugestanden werden, daß die jüngsten Bauten die besten Absichten verraten. Gegen die entsetzliche Bauerei in Binz wirken die neuen Villen in Travemünde vornehm und würdig. In einem Falle darf sogar angenommen wer-

den, daß als Vorbild die schönen klassizistischen Villen Lübecks vom Anfang des neunzehnten Jahrhunderts vorgeschwebt haben. Aber im allgemeinen herrscht der leidige internationale, auf die englischen Vorbilder zurückgehende Eklektizismus, der nur immer wieder auf Einfälle und Ornament ausgeht und nach wie vor in der Fassade stecken bleibt.

Was unserer gesamten bürgerlichen Baukunst fehlt, offenbaren die neuen Villenstädte an der Ostsee in erschreckender Klarheit. Jedes Haus will ein Individuum sein, anders aussehen als alle andern, womöglich alle Nachbarn übertrumpfen.

In Zeiten gesunden Gefühls wird das Gegenteil angestrebt: der Typus. In unserer Gegend gab es das Patrizierhaus der Stadt, das größer oder kleiner angelegt wurde, aber in den Hauptzügen keinem Wechsel unterlag, es gab das Bauernhaus, das örtlich abgewandelt wurde aber in Grundriß und Aufriß durch die Jahrhunderte gleich blieb. Es gab das Haus des Kätners, des Fischers und Schiffers, es gab das Haus des Kleinbürgers. Wer bauen wollte, wußte genau, wie sein

Haus aussehen würde, weil er seinen Stand und sein Bedürfnis kannte und weil der Stil sich von selbst verstand. Das Ergebnis war die große Gleichmäßigkeit der Gesamterscheinung und eine unsagbare Fülle von Abwandlungen in den Einzelheiten. Nicht das Haus wurde Individuum sondern die Tür oder der Giebel. Heute weiß keiner, der bauen will, wie sein Haus aussehen wird. Heute setzt die Erfindung da ein, wo sie eine unmögliche Aufgabe vorfindet, bei der individuellen Gestaltung der Gesamtanlage und des Gesamteindrucks. Es geht beim Haus wie beim Stuhl. Die Maler, die jetzt unsere Stühle zeichnen, tun gern, als wäre das Problem des Stuhls noch nie gestellt und nie gelöst, und als seien sie berufen, das Versäumte nachzuholen. Was dabei herauskommt, sind mit seltenen Ausnahmen ungeheuerliche Ausgeburten an Geschmacklosigkeit und Unbrauchbarkeit. Wie es auch nicht anders sein kann, denn ein einzelner Mensch kann unmöglich soviel Arbeit leisten, wie fünfzehn Geschlechter von Spezialisten in Stuhlbau — so viele etwa haben Erfahrungen gesammelt, vermehrt und weitergegeben, bis am Anfang des neunzehnten

Jahrhunderts die Muster praktischer Brauchbarkeit und technischer Vollendung erreicht waren.

Wir müssen in unserer bürgerlichen Baukunst zu einer neuen Typenbildung kommen, wenn wir aus dem Tohuwabohu, das uns umgibt, herauswollen. Solche Typenbildung tritt schon auf, wo das Bedürfnis sich nicht länger knechten läßt, im Berliner Geschäftshaus, im Hamburger Kontorhaus. Sie fehlt noch oder steckt in den Anfängen der Entwicklung im Einzelwohnhaus, im Zinshaus, in der Villa, im Logierhaus der Badeörter.

Diese Typen können nur im Anschluß an örtliche Bedingungen gesucht und gefunden werden. Es gehört sich nicht, uns, wie es von einer jungen Architektenschar so vielfach versucht wird, die Bausprache der Engländer aufdrängen zu wollen.

Als wir Travemünde verließen, das einer großen Zukunft entgegenstrebt, dachte ich an das hamburgische Seebad Cuxhaven, an die starke materielle Entwicklung dieser einst so reizenden Stadt mit ihrer reichen Umgebung, und an die niederdrückende Barbarei der neuen Architektur, die das Bild der Stadt zerstört hat, so daß es an vielen Stellen ganz unleidlich geworden ist. Und

ich fragte mich, warum man den Dingen den Lauf läßt, auch wenn es deutlich erkennbar wird, daß sie ins Verderben rennen. Gibt es innerhalb der bestehenden Einrichtungen keine Möglichkeit, dem groben Unfug zu steuern?

Von der Reede von Travemünde aus, wo die „Hamburg" verankert lag, besuchten wir mit unserer flinken Pinasse, die für unser Gefühl etwas von einem lebenden Wesen angenommen hatte, die übrigen Seebäder an der Neustädter Bucht von Niendorf bis Scharbeutz.

Niendorf ist das älteste. Es hat viel von seinem ursprünglichen Wesen bewahrt. Seine Bauernhäuser sind zu Logierhäusern ausgebaut und haben auch noch hie und da ihre ursprüngliche Farbigkeit bewahrt. Zu irgend einer Zeit hat irgend jemand die Giebel der niedersächsischen Bauernhäuser mit ausgesägten Ornamenten im Schweizerstil zu schmücken begonnen, und weil es sehr geschmacklos und unpassend war, ist es überall nachgeahmt worden.

Bis zu Timmendorf, dem nächstfolgenden größeren Badeort, ist der Kranz von Häusern an der

Bucht schon fast geschlossen. Hier hat der hochbegabte Griesebach gebaut. Wir konnten im Vorübergehen sein Haus nicht wiederfinden. Es ist alles schon hinter dem Grün der Büsche und Bäume versteckt. Griesebach wäre der Mann gewesen, den Typus des Landhauses hinzustellen, soweit er jetzt schon bestimmt werden kann, und soweit ihn der Architekt bestimmt. Denn im letzten Grunde baut ja nicht der Architekt das Haus sondern das Leben des Bewohners, die feste Sitte, für deren Bedürfnisse gesorgt werden muß, und besondere Neigungen und Interessen, für die durch Musik- oder Bildersäle gesorgt werden muß. Wir hätten längst eine eigenartige und ausreichende bürgerliche Baukunst, wenn wir zu festen Lebensformen gelangt wären. Aber das ist eben unser Erbfehler, daß jeder sich sein Leben mit Eigensinn auch in den gleichgültigsten Dingen anders einrichten will als die andern, unsere Eigenbrödelei, unser Unvermögen, die kleinen persönlichen Wünsche und Neigungen zugunsten einer großen allgemeinen Lebensform, die Zeit, Kräfte und Mittel spart, zurückzustellen.

LEBEN AN BORD

Der Rhythmus des Lebens bewegte sich in losen Linien zwischen den für alle festliegenden Punkten der Mahlzeiten.

Früh um acht rief der Steward zum ersten Frühstück, für das der Koch, dem stärkern Hunger auf See angemessen, Eierspeisen in jeder Form, kaltes Fleisch, Marmeladen und die Frühstücksgetränke Tee, Kakao und Kaffee bereit hielt. Früchte bildeten den erfrischenden Abschluß. Da wir sämtlich Norddeutsche waren, spielte der Kaffee die geringere Rolle.

Früchte zum ersten Frühstück zu essen, muß der Deutsche noch lernen. Man sagt den Amerikanern alle möglichen Diätfehler nach, und wer zu seiner Belehrung einige Bände amerikanischer Zeitschriften hernimmt, um aus einer kurzen Statistik der Anzeigen einen Einblick in die laufenden Bedürfnisse der Gesellschaft zu gewinnen — will man sich rasch über das Leben eines Volkes orientieren, gibt es kaum ein lehrreicheres Mittel — wer den Inhalt der Anzeigen angelsächsischer Blätter prüft, wird neben den meist illustrierten Schul-

annoncen (was für Paläste, was für Parks, was für Spielplätze) neben Häusern und Schlössern, die mit der gesamten Ausstattung zur Miete angeboten werden, neben den Anzeigen fashionabler Schneider und ähnlicher Kategorien, die in den Anzeigen unserer Blätter fehlen oder nur spurweise vorkommen, von der ständigen Anpreisung aller denkbaren Magenmittel überrascht sein, die wir aus unsern Blättern nicht kennen, und die auf weitverbreitete Störungen des Verdauungsapparats schließen lassen. Bei alledem enthält die angelsächsische Kost einen Posten rohen oder als Jam und Marmelade gekochten Obstes, die den Deutschen unserer Tage in Erstaunen setzt. Wir sind geneigt, eine Form des Luxus darin zu sehen. Ich glaube, es ist mehr, und wenn die Erfahrung eines einzelnen Wert hat, so möchte ich annehmen, daß der Fruchtgenuß am frühsten Morgen einen sehr wohltätigen Einfluß auf die Gesamtstimmung ausübt. Ich habe immer gefunden, daß ich mich den ganzen Tag über frischer und leistungsfähiger fühle, wenn ich morgens Früchte genossen habe. Vielleicht liegt es mit an der gründlichen durststillenden Eigenschaft der Früchte. Wer morgens Früchte

ißt, hat nachher kaum noch die Neigung zu trinken. Und trinken über das Bedürfnis des Körpers hinaus ermattet, selbst wenn das Alkoholische ausgeschlossen bleibt. Von meinen Erfahrungen auf Reisen kann ich die Fruchtdiät sehr empfehlen.

Das zweite Frühstück, ein etwas abgekürztes Mittagessen, wurde um ein Uhr genossen. Halb sechs versammelte sich die Gesellschaft zum Tee auf dem Deck und verbrachte plaudernd die Stunden, bis es Zeit wurde, sich zum Mittagessen umzuziehen, das im Gesellschaftsanzug halb acht Uhr eingenommen wurde.

Da wir nur sieben Teilnehmer waren, konnte das Tisch- und Teegespräch allgemein bleiben, und damit erhielten diese gemeinschaftlichen Mahlzeiten die rechte Würze. Jeder kennt die Regel, daß die Tischgäste die Zahl der Musen nicht überschreiten sollten. Aber diese Binsenweisheit der Kultur ist unserer heutigen deutschen Sitte verloren gegangen. Denn was man weiß, hat man darum noch nicht erfahren, und nur was man erfahren, hat Wert und gestaltende Kraft.

Mit besonderem Vergnügen denke ich an die Teestunden an Deck, wo wir, von der frischen

Luft und all dem zufälligen Leben auf dem Deck, dem Wasser und der Küsten angeregt und durch keine Tischtätigkeit gestört, im breiten Strom der Unterhaltung schwammen. Wenn diese Tee- und Tischgespräche stenographiert worden wären, wir hätten ein anziehendes Buch mehr, denn jeder brachte aus seinem Lebenskreise und seiner Erfahrung eine Fülle seltsamen Stoffes herbei, und die Lebenswege, die sich hier in einem Schnittpunkt vereinigten, hatten rund um die bewohnte Welt und durch viele Höhen und Tiefen der verschiedensten Berufe geführt.

Nach Tisch, in der Dämmerung und in der Nacht, kamen wir noch einmal zu einem Trunk Bier oder (nach englischem Brauch) zu einem Glase Whisky und Soda zusammen.

Außerhalb dieser Mahlzeiten war jeder frei, zu plaudern, mit wem er mochte, zu lesen, seine Kilometer die Planken entlang abzulaufen, auf dem Heck in der Sonne zu liegen oder den endlosen Formen und dem Farbenspiel der Wogen zuzusehen.

Wie so ein Tag unter den Händen verschwand, wo nichts geschah, wo alles Anschauen, Träumen und Plaudern war, kam allen unbegreiflich vor.

Wir kannten uns alle seit Jahren. Die einander nicht verwandt waren, hatten sich oft gesehen und waren zum Teil seit Jahren befreundet. Aber selbst diese kamen schließlich zur Erkenntnis, daß sie sich eigentlich kaum gekannt hatten. Wer lernt sich in unserer heutigen deutschen Geselligkeit noch kennen? Geht man nicht wie ein Rührmichnichtan durch die Gesellschaft? Könnte man nicht, ohne daß es aufzufallen brauchte, einen Stellvertreter schicken? Man läßt, wenn man ausgeht, doch eigentlich sich selber zu Haus und trifft die Gastgeber nicht an.

Das ist der persönliche Gewinn, den wir davongetragen haben, daß wir das Selbst geben und empfangen konnten, wo wir sonst gewohnt waren, Hände zu reichen, Blicke und Reden zu tauschen, ohne daß wir selber immer dabei waren.

Für den Ton, der am ersten Tage angeschlagen wurde, war es ausschlaggebend, daß ein Ehepaar unter uns weilte. Die Rücksicht auf die Dame richtete bei aller Vertraulichkeit Schranken auf, die sich als allgemeine Haltung angenehm fühlbar machten. Ich weiß nicht, ob es sehr viel anders geworden wäre, wenn die Gegenwart der Frau

gefehlt hätte, ich kann es mir nicht vorstellen, daß es hätte anders sein können, aber schon eine leise Schwingung abwärts in die Region des deutschen Sichgehenlassens, eine kaum fühlbare Lockerung des Zügels hätte die Harmonie der Stimmung gestört. Es blieb dasselbe, wenn wir abends allein auf Deck waren, und nachdem die Dame uns einige Tage vor Abschluß der Reise verlassen hatte.

Wir hatten uns von der ersten Stunde an Bord so heimisch gefühlt, daß wir jedesmal, wenn die Barkasse uns von einem Ausflug zurück brachte, wirklich nach Haus zu kommen glaubten.

Himmel und Meer — wir haben nur eine kleine Ecke eines kleinen Binnenmeeres durchmessen, denn was sind Entfernungen von Kiel nach Kopenhagen und von dort nach Bornholm und Rügen für uns? Aber auf dem Heck oder hoch zu Luv liegend, wenn zu Lee die Wellen über das Bollwerk spülten, waren wir in unserm Gefühl so weit von dem Ort, wo unsere Geschäfte ihren Lauf nahmen, daß der Blick vom Stillen Ozean uns kaum ferner geschienen hätte. Nichts löst, nichts trennt, nichts fernt wie eine Seefahrt.

Waren wir noch wir selbst, wo es uns schien, als wären alle Lasten, die auf uns lagen, von unsern Schultern genommen, als hätten wir uns selber zu Hause gelassen? Es kostete nicht viel Anstrengung, sich vorzustellen, daß wir in ein anderes Wesen verwandelt wären, ein Wesen ohne Sorge und Druck, das frei und ungebunden durch den Raum eilte, während wir selber im Bureau geblieben wären und unsere Arbeit täten wie alle Tage.

Die beruhigende Sicherheit, für Briefe und Telegramme unerreichbar zu sein, trug nicht wenig dazu bei, dies Gefühl des Losgelöstseins zu erhalten.

Himmel und Meer sind arme Worte für den reichsten und vielgestaltigsten Inhalt. Vielleicht gibt es nicht noch einmal einen so kleinen Erdenwinkel wie diese Ecke der Ostsee, auf dem Himmel und Meer so unendlich oft ihre Miene ändern. Die Kieler Föhrde und der Sund, so nahe beieinander, tragen fast dieselben entgegengesetzten Züge wie Nordsee und Ostsee.

Auf die Kieler Föhrde bläst der West, der vom Deutschen Meer herüberstreicht, noch unausgetrocknet von dem schmalen Landstrich, der die

Meere trennt, und die feuchten grauen Stimmungen mit lastendem Gewölk sind dort fast so häufig wie an den Küsten der Nordsee.

So oft ich den Sund gesehen, diese Stimmungen habe ich dort nie beobachtet. Er hat die dünne, magere Luft der Ostseeküsten, die uns Hamburgern, ehe wir die Natur des Landstrichs kennen gelernt haben, auf dänischen Bildern oft so befremdlich vorkommt, wo wir an die übersättigte, alles einhüllende, schwere Luft und den niedrigen Wolkenhimmel gewöhnt sind und an Farben, die unendlich viel satter stehen als die der Ostseelandschaften.

Es wunderte uns vom Sund aus immer wieder, wie oft Himmel und Meer ganz auseinander fielen. Zu einer schweren, blauvioletten See mit weißen Kämmen, so satt, so tief an Farbe, wie wir zu Hause kein Wasser kennen, ein ganz heller, magerer fast farbloser Himmel. Es läßt sich gar nicht vorstellen, wie ein Maler das zusammenbringen kann, daß es ins Gleichgewicht kommt. Das Wasser schien uns auf dieser ganzen Fahrt sehr viel schöner als der Himmel zu sein, und es zog uns immer wieder an, uns den Himmel zuzudecken und zu beob-

achten, wie Segel, Heck oder Steven der Yacht zur Farbe des Wassers standen, oder wie die weißen Gestalten der Matrosen mit ihren roten Mützen in Sonne oder Schatten mit dem Hintergrund der grünen, blauen oder violetten Wogen zusammengingen oder kontrastierten. Manchmal gab es blendende, dann wieder tonige Wirkungen. Das Heftigste entstand, wenn bei scharfer Sonne ein Mann am Steuer in gelbem Ölzeug sich von dem violetten Hintergrund abhob, manchmal brutal, manchmal — die Abschattung war alles — in barbarischer Pracht.

Man mußte sich fragen, ob die scheinbare Abneigung der dänischen Maler gegen das eigentliche Seestück nicht vielleicht mit der Natur des Sundes zusammenhangen möchte.

Endlosen Stoff zur Unterhaltung bot die Beobachtung der Leute in der malerischen Erscheinung ihrer weißen Anzüge und roten Mützen, wie sie bei der Arbeit waren oder in der freien Zeit auf dem Heck oder Steven umherlagen, wie sie einzeln oder in Gruppen gegen den Hinter-

grund des hellen Himmels oder der dunkeln See standen.

Gelegentlich ergab sich ein Gespräch mit dem einen oder dem andern, und es war sehr anziehend, einen Blick in ihr Leben oder auf ihre Hoffnungen zu tun. Viele waren, obwohl sie das dreißigste Jahr nicht erreicht hatten, verheiratet und hatten Frau und Kinder zu Haus. Wir freuten uns immer wieder an dem unbefangenen, freien Wesen. Freilich war es eine sehr gewählte Mannschaft, die einzige deutsche auf einer Yacht von der Klasse der „Hamburg“.

Am häufigsten unterhielten wir uns mit dem Kapitän. Er war desselben Ursprungs wie die meisten seiner Leute, ein Sohn von Fischersleuten. Einige Matrosen der Mannschaft sahen als Typus nicht schlechter aus als er, aber im Auftreten und in jeder Bewegung, welch ein Unterschied. Wer auch nur die Silhouette des Kapitäns erkennen konnte, mußte fühlen, der Mann, der so steht und so den Kopf hält, ist gewohnt, zu befehlen, und diese Gewohnheit, Herr zu sein, drückt sich ohne jede Spur von Steifheit, Anmaßung oder Überhebung auch dann aus, wenn es nichts zu befehlen

gibt. Dabei war der Ton des Kommandos durchaus ruhig. Selbst in schwierigen Augenblicken, wo rasche Entscheidungen getroffen werden mußten, trat keinerlei Aufgeregtheit oder lautes Wesen an den Tag. Es ist wohl alte Überlieferung im niederdeutschen Stamm der Seeleute, daß es so hergeht. Aber ich hatte doch bisher diese Gedämpftheit des Tons in ähnlichen Verhältnissen noch nicht beobachtet und freute mich unausgesetzt daran. Das schien uns allen als die eigentliche Art, wie ein so vornehmes Schiff geführt werden mußte, und wir fragten uns manchmal, warum sich dieser Ton an Land so überaus selten wahrnehmen ließe, in Deutschland wenigstens, wo so leicht der sogenannte Unteroffizierston auch von denen als Ideal des Verkehr angewandt wird, deren Erziehung sie andere Formen gelehrt haben müßte.

An ganz neue und ungewohnte Bewegungen muß sich an Bord der Körper gewöhnen.

Wenn der Sturm die ungeheure Segelfläche zu Wasser drückt und an der Leeseite die Wellen über Bord spülen, dann ist es nicht immer leicht, auf

dem schrägen Deck sich zu behaupten. Alles Gehen wird fast ein Klettern an steilem Abhange, und an der Leeseite kann man im Wasser waten und hat, wenn das Geländer untertaucht, das Gefühl, auf den Wogen zu wandeln. Ohne die leichten weißen Segeltuchschuhe mit den rauhen Gummisohlen, die fest auf dem Verdeck haften, wäre es oft unmöglich, das Gleichgewicht zu behalten. Nachdem Mittagessen wurden denn auch die Lackschuhe immer gleich mit dem sichern Fußzeug vertauscht.

Das Herumliegen auf dem Heck, am Treppenhaus, oder wo man sonst nicht im Wege ist, gehört zu den ungewohnten Genüssen. Auf die mit Segeltuch überzogenen Schemel gestützt, deren lose Griffe von Tau auf eine denkbare Verwendung als Rettungsring berechnet sind, hat der Körper beständig zu tun, sich den Bewegungen des Schiffes anzupassen. Aber es ist eine mechanische Arbeit, deren Regelung sich durch einen Antrieb aus dem Unbewußten vollzieht.

Nicht Wohligeres auf der Welt, als so auf dem Heck in der Sonne zu liegen, zu lesen, zu plaudern, zu träumen, die Wellen zu verfolgen, einzuschlafen, wenn die Nachtruhe zu kurz gewesen war, und

aufzuwachen ohne Bewußtsein ob und wie lange der Schlaf alle die halbwachen Regungen der Seele eingelullt hatte.

Die kleine pfeilgeschwinde Barkasse mit ihrem bequemen Sitz war uns von der ersten Fahrt an Bord her lieb geworden wie ein gutmütiges Haustier. Es gehörte zu den großen Annehmlichkeiten des Lebens an Bord, daß sie, wenn wir vor Anker gingen, sofort zur Verfügung stand. Bei schwerem Seegang wurde auch wohl eins der Ruderböte benutzt. Den Segelkutter zu Wasser zu lassen, bot sich keine Gelegenheit. Er dürfte aber auf längeren Fahrten der Yacht für Segelsport und Fischerei seine großen Annehmlichkeiten haben.

Fahrten, wie die auf der Hamburg, hatte noch niemand von uns gemacht, obgleich die meisten von uns seebefahrene Menschen waren, und mehr als die Hälfte Reisen um die Welt gemacht hatte.

Ich mußte oft an das Leben der englischen und amerikanischen Gesellschaft denken, die seit langer Zeit solche Genüsse kennt und sie zu einem festen Bestandteil des Erholungs- und Vergnügungswesens gemacht hat. An England vor

allem, wo das Meer überall so nahe liegt, die Küsten mit Vorgebirgen, Buchten und Inseln soviel Abwechslung bieten, und das benachbarte Frankreich einen unerschöpflichen Schatz reizvoller und großartiger Küstenentwicklung bereit stellt. Eine neue Form von Vikingertum ist dort im Spiel aufgelebt.

Für eine gründliche Ausspannung läßt sich eine köstlichere Lebensform nicht denken, als mit guten Freunden auf eine weite Segelfahrt zu gehen.

Unser deutsches Leben ist noch arm an solchen Freuden. Wir müssen noch zu viel arbeiten, und wir haben noch keine Übung in den modernen Formen der Erholung. Bei uns — für die Gesellschaft in Hamburg freilich nicht — herrscht noch das mittelalterlich-zünftlerische Leben in der Kneipe, das uns Milliarden kostet und nichts einbringt als Gesundheitsstörungen und eine Kräftigung von allerlei unangenehmen deutschen Charaktereigenschaften, die wir nicht zu nennen brauchen. Dazu die Luft — es ist, als ob in Deutschland das Gefühl der Reinlichkeit sich nicht bis auf dieses Gebiet erstreckte. Das Bedürfnis nach reiner Luft soll noch erst geweckt

werden. Wir unterscheiden uns in dieser Beziehung nicht sehr viel von der Gleichgültigkeit der Eskimos, wie uns die Reisenden sie schildern.

Die Statistik belehrt uns über so viele Dinge, deren Wichtigkeit wir nicht einsehen. Könnte sie uns nicht einmal ziffernmäßig nachweisen, was dem deutschen Volk die Aufrechterhaltung seiner Unkultur kostet? Wie viel Geld gibt es jährlich für die Kneipe aus, was mögen in den norddeutschen Städten die bestöhnten Diners kosten, was verschlingt die grauenhafte Bildnisphotographie, was kosten die schlechten Denkmäler, wie viele schlechte Bilder werden gekauft, was verschlingt der schmähliche Überfluß an unnützem und widerwärtigem Schmuck der Architektur?

Es wäre eine anregende Studie, zu überschauen, wie der Engländer alle Arten der heutigen Fortbewegungsmittel seiner Erholung in freier Luft dienstbar gemacht hat, von der Dampfyacht, der Segelyacht in allen Größen, dem Hausboot auf Seen und stillen Flußläufen, der alten Postkutsche, dem Hauswagen, von dessen Zigeunerreiz bei üppigstem Komfort die Wissenden schwärmen und die Kinder träumen, bis zu den

allerneuesten Hilfsmitteln, die der Kraftwagen und das Kraftboot in allen Anwendungsarten bereit halten.

Wir Deutschen sind noch nicht in der Lage, soviele Anforderungen ans Leben stellen zu können, wie die Engländer. Aber wie viele Freuden könnten wir haben auch innerhalb unserer wirtschaftlichen Verhältnisse, wenn wir das Leben verstehen gelernt hätten, wie sie?

Wir wollen sie studieren ohne die Absicht, nachzuahmen und zu übernehmen. Es ist uns Deutschen erlaubt, von einer anders gearteten Lebensfreude unseres Volkes zu träumen, die unsern anders gearteten — ich möchte glauben — tiefern Ansprüchen genug tut.

32.80